

MAGISCHE BLÄTTER

CIII. JAHRGANG FRÜHJAHR 2022

VERLAG MAGISCHE BLÄTTER, RONNENBERG

CIII. Jahrgang	März 2022	Heft 3
Aufgabe von Rudolf Schott		109
„ ... gelehrt in der Kunst, die die Musen schenkten.“ von Erich Mende		115
Ätherwellenmusik von Rudolf Schott		123
Musik und Transzendenz von Otto Zsok		126
Anmerkungen zum Lehrwerk und seinem Umgang von O I A		134
Von der Schwierigkeit und Leichtigkeit des Weges zu Gott von Hans Karberg		138
Mystische Seelenvollendung: Im Tod tritt hervor, wer wir wirklich sind von Cynthia Bourgeault		140
Über Theosophie von nootheater		148
Zehn Gebete von Louis Claude de Saint-Martin		153
Die Grundlagen wahrer Theosophie von Bô Yin Râ		171
Nachlese Aus: „Theosophie“ XII Jg. Heft 1/1924 – S. 48/49 Veröffentlichter Brief von Bô Yin Râ		178
Die Haiku-Gedichte der Imma von Bodmershof von Erich Mende		181
Frühling von Imma von Bodmershof		185
Die Kunst Sri Anagarika Govindas Ein Interview am 3. Januar 1946 von Niranjan Majumder, gesendet in All India Radio		191
Li Gotami Govinda von Lama und Li Gotami Govinda Stiftung		197

CIII. Jahrgang

März 2022

Heft 3

Der Mensch ist hohen Ursprungs von Paul Brunton	200
Das Kapitel Trennung 36. Kapitel aus „Der Stein der Weisen“ von Johannes Anker Larsen	205
Dem Andenken Carl Hauptmanns Brief von Gerhart Hauptmann, bestimmt für die Carl-Hauptmann- Feier am 29. April 1928 in der »Tribüne« zu Berlin, veröffentlicht im »Berliner Tageblatt« am 28. April 1928	213
Schluss mit Maag Theologie	214
Anmerkungen und Quellen	215

MAGISCHE BLÄTTER

Monatsschrift für geistige Lebensgestaltung

Herausgeber: Verlag Magische Blätter, Ronnenberg
Schriftleitung: Organisation zur Umwandlung des Kinos

CIII. Jahrgang

März 2022

Heft 3

Aufgabe

Einführungskapitel aus „Bô Yin Râ –
Leben und Werk“ von Rudolf Schott

Der Sinn des bestimmten Menschenlebens, von welchem in der nachfolgenden Schrift berichtet werden soll, ist Darreichung des Wahren, Guten und Schönen gewesen. Was der unter dem Insiegel des Namens Bô Yin Râ bekannt gewordene Mann fühlte, dachte, lebte, malte und niederschrieb, beruhte auf einer inwendigen Erfahrung, die als Wegleitung mitzuteilen ihm aufgetragen war. Es wird, so weit das überhaupt möglich ist, zu zeigen sein, daß Bô Yin Râ zu den Wenigen gehörte, die mit der besagten Erfahrung völlig Ernst zu machen verstanden und demgemäß ihr Selbst mit dem zur Deckung brachten, was sie schaffend und erlebend darzubieten versuchten. Versuch ist ja alles, auch das erhabenste Erdenleben, nämlich der Versuchung und Fallibilität ausgesetzt, dem Gesetz der Schwere und der Vergänglichkeit. So ist denn auch die Form, in der ein Geoffenbartes – nennen wir es einmal so – dargeboten wird, vergänglich, und der an sich unvergängliche Inhalt kann durch das allmähliche Vergehen und Unverständlichwerden der Form zugeschüttet werden. Deswegen wird es sich ergeben, dass das Wahre, Gute und

Schöne mitunter in einer neuen, der Zeit angemessenen Form den Menschen dargereicht werden muss. Sind doch auch alle als heilig angepriesenen Bücher dem Gesetz der Vergänglichkeit ausgesetzt, das sie zerstört, unverständlich macht und der Vergessenheit schließlich preisgibt.

Es soll nichts weniger gewagt werden als der Nachweis, daß Bô Yin Râ mit voller geistiger Ermächtigung das inwendig Wahre, Gute und Schöne, den Ausdruck der gestaltenden Ur liebe, in einer unserer Zeit entsprechenden und klaren Wortform wiederum zur Darstellung gebracht hat, in einem geschichtlichen Moment also, da die alten geheiligten Quellen nahezu verschüttet, die alten heiligen Bücher bis zur Undeutlichkeit verblasst sind und teils unsicher oder willkürlich, teils flach oder mechanisch ausgelegt werden.

Freilich muss darauf hingewiesen werden, daß eine inwendige Erfahrung nicht ohne weiteres übertragbar ist. Wenn nämlich ein Mensch vom Wahren, Guten und Schönen etwas vernimmt oder ihm in irgendwelcher Weise begegnet, so wird er dadurch noch nicht wahr, gut und schön, sondern bestenfalls angeregt, den Entschluss zur Verwirklichung von Wahrheit, Güte und Schönheit in ihm selber zu fassen. Die Wegweisung, der er sich anvertraut, ist vorläufig für ihn gewissermaßen eine Arbeitshypothese, wie das Aldous Huxley mit Recht genannt hat. Bewährt sich die Hypothese weiterhin als fruchtbar, dann kann sie ihm zu einer Art von Dogma werden. Begnügt er sich mit ihr als einem Dogma, dann bleibt er auf dem Wege stehen, vermeinend, er sei nun geistig gesichert und eingedeckt, und hat damit wenig oder gar nichts gewonnen. Geht er aber weiter, bis daß die Hypothese sich ihm als restlos redliche und zuverlässige Führung enthüllt hat, dann erst verwirklichen sich seiner inneren und untrüglichen Erfahrung die aus der Liebe hervorgehenden Erlebnisse der Wahrheit, Güte und Schönheit, dann erst gewinnt er jene beseligende Erweiterung des Bewusstseins, die Jesus das Gottesreich genannt hat.

Diese Schrift wagt sich also an die Untersuchung, ob Bô Yin Râs Leben und Werk eine Wegweisung geleistet ha-

ben, die dem Menschen der Gegenwart und der herannahenden Zeiten zu beglückender Bewußtseinerweiterung und echter Selbstverwirklichung verhelfen kann, zu jenem Ziel, welches Himmelreich, Tao, Brahman usw. geheißen worden ist und das Bô Yin Râ «die Geburt des lebendigen Gottes im Ich» genannt hat. Seit alters sagt man, daß viele Wege nach Rom führen. Gelänge der Nachweis, daß der von Bô Yin Râ gezeigte Weg «nach Rom» führt, so wäre viel gewonnen (es muss wohl nicht erst gesagt werden, dass «Rom» hier in einem völlig geistigen und nicht eng christlich-katholischen Sinn gemeint ist), aber noch nicht dargetan, daß diese Wegweisung einen Vorzug vor den vielen alten, sicherlich immer noch einigermaßen gangbaren Wegen verdiene. Es soll jedoch versucht werden, zu zeigen, daß die hier in Rede stehende Wegweisung deutlich und brauchbar genug ist, um den heutigen Menschen auf einer Bahn schreiten zu lassen, die sicherer und gangbarer ist als die vielen anderen Pfade, die ihm alte, vom Gestrüpp unbegreiflich gewordener Symbolik und Lebensform überwucherte Schriften und Lehren in mehr oder minder dunklen Worten angeben, ungerechnet die von Wirrköpfen, falschen Propheten, Betrügern und Schurken gezeigten Irrpfade.

Gewiss reicht es für den Suchenden aus, sich den Weg von Bô Yin Râ selber und allein durch dessen eigene Schriften oder, wofern er sozusagen inwendig optisch begabt ist, durch dessen geistliche Bilder – es wird später zu zeigen sein, um was es sich da handelt – weisen zu lassen, anstatt dass ein Anderer, der über Bô Yin Râ schreibt, ihm erst gleichsam den Weg zum Weg angibt, nämlich versucht, ihn mit der Welt dieses Menschen und seines Werkes anzufreunden. Aber vielleicht erhofft man sich durch die Bürgschaft eines Anderen größere Sicherheit beim Vortasten in den Seelenraum eines bedeutenden Mannes. Und wenn dieser Mann vollends ein Kind unserer Zeit ist, erwartet man von dem über ihn Schreibenden, dass er die Vorurteile und das Misstrauen entkräfte, die sich unwillkürlich einstellen, zumal hier, wo Einer einen so sonderbar anmutenden Namen führt, von «Leuchtenden» spricht, sich

gar selber als einen dieser Leuchtenden bezeichnet und überhaupt von Gott und göttlichen Dingen redet, dazu keineswegs als klassifizierter Gemeindeprediger oder Hochschultheologe; mithin von solchem, was die Philosophen teils als immanent, teils als transcendent bezeichnen und dessen weder irgendwo mit Händen greifbare, noch experimentell nachweisbare Existenz von den Menschen gemeinhin nur verneint, angezweifelt oder ‹geglaubt›, will heißen: aus Gefühls-, Traditions- oder Autoritätsgründen für wahr gehalten wird.

Da kommt nun Einer und will die Geheimnisse des Lebens lüften, will den Mitmenschen helfen, vom Glauben zum Wissen zu gelangen, will ihnen dartun, dass die mehr oder minder deutlichen Behauptungen der großen Weltreligionen einer Wirklichkeit entsprechen, die nicht bloß geglaubt werden soll, sondern ganz einfach (einfach im geistigen Sinn) erfahren werden kann, vielmehr erfahren werden muss, damit der Erdenmensch endlich aus dem tierisch nachtwandlerischen Zustand herauskomme, zum wirklichen Menschentum, das Gotteskindschaft ist, sich durchringe und erwache! Wie soll man sich bei all dem Unfug und Schwindel, der das Chaos in der Welt immer mehr aufrührt, der Führung durch eine solche vorerst bedenklich stimmende ‹Offenbarungsliteratur› als Mensch mit gesunden Sinnen und klarem Verstand vernünftigerweise anvertrauen dürfen?

Die Aufgabe dieses Buches besteht also darin, alle zunächst berechtigten Bedenken durch Tatsachen und deren Erläuterung zu zerstreuen und den Zugang zu der Welt von Büchern und Bildern, die mit dem exotisch und unverständlich klingenden Namen Bô Yin Râ gezeichnet sind, zu erleichtern. Sie besteht darin, den Sinn dieses Lebens als mit den erwähnten Schriften und optisch farbigen Formen übereinstimmend herauszuarbeiten. Das Buch kann und darf mithin keine Biographie im landläufigen Sinne sein. Niemandem würde gedient sein, wenn man den alltäglichen Kleinkram dieses Menschenlebens – kein Menschenleben kann je davon frei bleiben – in möglichster Vollzähligkeit hier ausbreitete, in seinen irdi-

schen Bedingtheiten und in seinem Sinnendasein herumstörte und alles das hervorzerzte, was weder in diesem Falle, noch in den meisten anderen Fällen zu wissen nottut und nur niedrige, sich gerne als Wissenschaft maskierende Neugierde vorübergehend befriedigt, vor allem aber in keine äonische Biographie hineingehört und dem Gesetz der Vergänglichkeit in der erschreckendsten Weise unterliegt. Es wird folglich das Leben dieses Lebenslehrers nur insofern zu betrachten sein, als es beispielhaft, als es paradigmatisch, als es gewissermaßen Krugform gewesen ist, in der sich das Wasser des Lebens ansammeln konnte, um durch das Mittel des Wortes und farbiger Gestaltung den darnach dürstenden Menschen unserer und künftiger Zeitläufte dargeboten zu werden. Mithin wird von diesem Leben nur mittelbar und andeutungsweise, von seinem Sinne jedoch unmittelbar die Rede sein müssen, damit den Menschen der köstliche Wert dieser Lebensfrucht einleuchte und der Wunsch in ihnen wach werde, sie zu pflücken und dadurch erst richtig Mensch und bewußt und glücklich zu werden.

Ein angesehener und bedächtiger, nüchterner und doch phantasievoller, ungemein gebildeter und kluger Schweizer sagte zu dem Schreiber dieser Zeilen über Bô Yin Râ einmal:

«Er war ein gewaltiger Mann!» Dieses Wort fasste ganz knapp den Empfindungsinhalt zusammen, den der mit Ergriffenheit auf eine langjährige Freundschaft mit Bô Yin Râ zurückblickende Verfasser von dem ungewöhnlichen Menschen bewahrt hat. Er will nun versuchen, darzulegen, inwiefern jenes Wort zu Recht besteht. Herrlich ja sind einzig die Beispiele, die uns zeigen, wie man aus dem Zustand der Verblendung und Erniedrigung, aus der «Kollektivhypnose» des materiellen Daseins durch einen geistigen Prozess austritt. Sie allein zeigen, wenn das nicht schon die Blumen und die Kinder, die Tempel und das blaue Meer vermögen, dass es sich lohnt zu leben.

Rom, Frühjahr 1950



*Rolf Schott, Die Hetäre Bakchis verhindert den Selbstmord
des aus Liebe zu Plango verzweifelten Ktesias.
Szene aus Théophile Gautiers Novelle „Die goldene Kette der Bakchis“,
um 1920, Aquarell und Bleistiftzeichnung*

„ . . . gelehrt in der Kunst, die die Musen schenkten.“

von Erich Mende

Solon spricht in seinem „Gebet an die Musen“ von jenen Menschen, deren Gelehrsamkeit in der Kunst, die die Musen verschenken, „man die Schau, wertvoller Weisheit Maß“ verdankt. Der dieses Gebet sprach, wurde zu den sieben Weisen gezählt, denn sein Ruhm, als eigentlicher Gründer der Polis Athen, durch sein Gesetzgebungswerk, überdauerte zweieinhalb Jahrtausende ebenso ungebrochen wie die Wertschätzung seiner Dichtungen. Jene Schau, die er meint, hat nichts mit der Oberflächlichkeit des heute aus dem Amerikanischen entlehnten Wortes zu tun. Im Gegenteil, es schimmert im Grund Solons Begriff etwas aus der etymologischen Verbindung zum altisländischen skygn oder skygna, worunter „scharfsichtig“ und „spähen“ zu verstehen ist. Im Griechischen wurde die einschlägige Vokabel für die Opferschau verwendet, begann also schon früh, sich als ein vertieftes Eindringen, ein geistiges Erfassen zu profilieren. Das aber ist nach Solon die Methode „wertvoller Weisheit Maß“ zu gewinnen. Einem Menschen dieser Begnadung, der aus der Gelehrsamkeit in der Kunst, die die Musen verschenken, befähigt ist zu jenem Schauen, begegnet man in Rolf Schott.

Ist Schott auch ein deutscher Schriftsteller und Künstler, dem wir Arbeiten von hohem Rang verdanken, erfuhr er manche Anerkennung von darin nicht immer großzügigen Kollegen der schreibenden Zunft, er ist hierzulande ein weithin Unbekannter. Das mag zum Teil aus der frühen Emigration begründbar sein. Aber spricht denn sein Unbehagen gegenüber dem Nationalsozialismus, das 1933 noch wie Präkognition anmutete, nicht für ihn? Wäre Dankbarkeit nicht unbedingt notwendige Reaktion gewesen, so doch Vertrauen in einen solchen Geist und sein Urteilsvermögen. Schließlich durchschaute er jene Nebelbänke, die Millionen ignorierten oder in die sie blind liefen, weil sie der propagandistischen

Verheißung des Sonnenzeichens mehr vertrauten als der Realität. Schotts Wachheit hätte Aufmerksamkeit, seine Unbeirrbarkeit, die ihn auch im künstlerischen Urteil nicht verließ, Neugier auf das Werk wecken müssen. Vergessenwerden, oder, wie hier, weithin gar nicht erst zur Kenntnis nehmen, stellt weniger ein Manko des Betroffenen, als ein Defizit jener Kultur dar, der er entstammt und für die er letztlich schrieb. Besinnen wir uns also auf Rolf Schott und das nicht nur um seinerwillen, sondern um unserem Mangel abzuhelfen und – dem Leser sei es zu wünschen –, um einem Autor und Graphiker zu begegnen, der uns, aus seinem Wohnrecht auf dem Parnas, zu einer Schau ganz eigener, weil eminent geistiger Herkunft einlädt.

Aus dem Reigen der Töchter des Zeus und Mnemosyne neigt sich Polyhymnia als erste dem 1891 in Mainz geborenem Menschenkind zu. Ihre Kunst prägte bereits den Knaben durch den Beruf der Mutter, einer bekannten Opernsängerin und Gesangspädagogin. Im Großvater, einem begabten Musikanten und Komponisten, der Opern schrieb, muß eine Leitfigur des Enkels gesucht werden. Was diesem derart unmittelbar ins Reisegepäck der Erdenwanderung mitgegeben wurde, erweist sich als unerschöpflich durch all die sechsundachtzig Jahre, die diese währte. Der Rückgriff auf musikalische Motive in seinen kunsthistorischen Arbeiten geschieht nicht vereinzelt, ist zudem nicht Ausdruck eines stilistisch verarbeiteten Intellektualismus. Schott belegt damit im Grunde den Singular, den Solon für die Aufgaben der Musen wählte, er verweist auf die eine Quelle aller Kunst, deren Strömungsvielfalt den einheitlichen Ursprung dem nicht verbirgt, der aus seiner Einfühlsamkeit die geistigen Zusammenhänge zu erahnen, vielleicht sogar zu erkennen vermag.

In seinem Buch „Michelangelo“, das nicht übliche Lebensbeschreibung ist, besser, mit einem Wort des Autors, „äonische Biographie“ genannt werden soll, weil hier Mensch und Werk nicht mittels Daten und Fakten vorgestellt, sondern aus ihrem geistigen Ursprung erschaut und nahe gebracht

werden, bemüht er Beethoven, Bruckner, Haydn, Orlando di Lasso, Mozart und Palestrina, um dort, wo die Grenzen der Sprache die adäquate Ausdrucksform nicht gestatten, aus dem breitfließenden Strombett der Töne zu wählen, was dem Gedankengang zur ästhetisch mehrdimensionalen Eindringlichkeit verhilft. Als er 1924 seine „Reise in Italien“ als Erlebnis und Deutung veröffentlicht und selbst mit sechzehn teils ätherisch anmutenden, teils in klarer Linienführung sprechenden Rötzelzeichnungen illustriert, da benützt er zur Schilderung der Eindrücke, die er von den Brunnen Roms empfängt, aber auch sonst, Worte aus dem Vokabular der Musik. Acht Jahre bevor dieses Buch begann feinhörige Leser anzusprechen, komponierte Ottorino Respighi sein unvergleichliches Tongemälde von vier dieser Brunnen „Le fontane di Roma“. Wie unmittelbar erinnert des Komponisten Klangbild der Wasser des Trevibrunnens an Schott, der vor diesem Anblick inspiriert wurde zu sagen: „Ihre überschwenglich hervorschießenden Wasserstürze sind wie Gesang und Jubel der Flut, als ihr Gottes Antlitz licht entgegenstrahlte, davon sie Gestaltetes empfing und gebären konnte.“ Das Spiel des gebändigten Wassers sollte er nach 1933 nicht nur gelegentlich als Gast, sondern als abitante de la città, als Bewohner der Stadt, bewundern dürfen. Es geschieht jedoch vor dieser Zeit, daß er bekennt: „Mir deucht, in Italien wollen mir mitunter verleiblicht die Landschaften begegnen, welche den großen Gebildeten deutscher Musikanten entsprechen.“

In die Ewige Stadt begab sich 1534 Michelangelo, dem Schott ein literarisches Denkmal setzt, wie es nach Tiefe der geistigen Einfühlung und Souveränität der Offenbarung des daraus Erfahrenen nicht leicht Vergleichbares geben dürfte. Der fast Fünfzigjährige wird von Schott gesehen als „Heimatloser, dessen einzige wirkliche Heimat der in seinem Herzen sich regende, ihm mehr und mehr Liebe einstrahlende Gott werden sollte . . .“

Der im Menschen sich verwirklichende Gott, ein altes und immer aktuelles Thema, das die Mystiker stark belebten,

besonders Meister Eckehart, könnte an die Lehre von Bô Yin Râ erinnern, der wir uns in dieser Zeitschrift Heft 4/1977 zuwandten. Sein Biograph, der zugleich den Künstler und dessen Werk vorstellt, dem „Symbolform und Wirklichkeit in den Bildern des Malers Bô Yin Râ“ nicht nur ein kunstwissenschaftliches Anliegen sind, wird Rolf Schott. Von den geistlichen Bildern des „Lehrers der Menschwerdung“, wie wir Bô Yin Râ nannten, die im Zyklus „Welten“ zusammengefaßt sind, bekennt Schott: „Ein Gnadenschatz von Segen ist in solchen Bildern aufgespeichert, und ein jeder kann an diesem Brunnen trinken, der guten Willens ist.“

Rolf Schott belebte sich selbst an diesem Brunnen. Das belegt er auf wundersam lebendige Weise in seinem Roman „Kore“ (S. Heft 2/80), einem Buch, das man jedem guten Freund, mit Vorrang aber einer tief weiblich veranlagten Freundin in die Hand und weiter ins Gemüt wünscht. Die geistige Brückenfunktion der Hand des Menschen ist hier nicht willkürlich gewählt. Schott widmet ihr wiederholt Aufmerksamkeit. Er hebt die mächtigen Hände von Michelangelos Schöpfergott der Sixtinischen Kapelle, wie jene seines Freundes Bô Yin Râ hervor, in deren Durchgeistigung ihm spürbare Potenz evident wird. Es zeichnet sich darin nicht lediglich die geniale Konstruktion vielfältig befähigter Greifwerkzeuge ab. Hände sind Zeugnisse des Geistes und verraten etwas von dessen Sensibilitätsgrad und dem Maß an spiritueller Kraft, die ihrem Eigner mitgegeben. Ohne Hände gäbe es keine Kulturgeschichte des Menschen.

Am Beispiel seines Augenmerkes für die Hand erweist sich Schott als psychologisch geschulter Beobachter. Davon profitieren die Frauengestalt der Kore ebenso wie Michelangelo, dessen Verhältnis zur Frau Rolf Schott durch den frühen Tod der Mutter geprägt sieht. Aus dieser psychologisch bestimmten Perspektive vermag er dem Vorwurf zu begegnen, mit dem man auf die Jugendlichkeit der Mutter gegenüber dem toten Sohn der Pièta im Petersdom hinwies. Des Künstlers eigene Erklärung, daß ein fleckenloses, reines Wesen nicht

altere, weil es Stoff und Zeit nicht eigentlich ausgesetzt sei, während der Sohn, in seinem vom Gesetz bestimmten Erdenlauf, Materie und Alterungsprozeß unterworfen war, könne, wie Schott meint, auch „theologische Spekulation“ zugrunde liegen. „Was aber Michelangelo hier mit aller Deutlichkeit künstlerisch verkörpern will, ist seine anders unstillbare Sehnsucht, sein Sohn-Mutter-Verhältnis, das sich gewissermaßen nur im Tode verwirklichen kann.“ Und wieder fällt Schott an dieser Plastik auf, wie Marias „linker Arm in jene sich öffnende Hand und Geste ausläuft, die alles enthält: Schmerz und Ergebung, Billigung und Geheimnis, ein mystisches Wort, das sie stumm der einbezogenen Menschheit mitteilt“. Die Hand als Medium menschlichen Empfindens! Was vermöchten die Musen ohne das Gottesgeschenk der Hände?

Hatten sich so nach und nach zu Polyhymnia deren Schwestern Kalliope und Klio gesellt, um den Werdegang Rolf Schotts zu fördern, so findet Erato ein scheinbar recht intimes Verhältnis der „Kore“, womit sie die Aufmerksamkeit Euterpes geweckt haben dürfte, die sich der Gunstbeweise, für den von ihren Schwestern umsorgten Mann, nicht länger enthalten mochte. Doch dem Götterhimmel Hellas waren menschliche Schwächen nicht fremd. Wer sich, wie Schott, von den Musen so intensiv verwöhnt sehen mußte, den durfte nicht verwundern, wenn ihn neidvolle Konkurrenz seiner Gönnerinnen in anderem Bereich knapp hielt, so daß er seiner Ausstattung zum Alltagswerk der Menschen wenig Tauglichkeit beimaß: „Ich erzähle kein Geheimnis, wenn ich sage, daß es mir in keinem Berufe je gelingen wollte, solches zu leisten, das den Bürgern die Mühe gelohnt hätte, die Brieftasche gönnerisch zu öffnen.“ Die Brieftasche des Bürgers regelmäßig zur Öffnung zu nötigen, ist nicht nur Usance, sondern Funktionsbasis dieser merkantil ausgerichteten Erdenwelt. Doch beglückt uns nicht tiefer, wirkt nicht tröstlicher eine Persönlichkeit, die andere Prioritäten für sich setzt? Das Alltagswerk bewältigende Menschen sind immer zahlreicher vorhanden als singuläre Geister, denen die Gabe verliehen, jene zumin-

dest zeitweise aus ihrer Alltäglichkeit zu lösen und in Regionen zu entführen, deren Werten keine Briefftasche genügen kann. Das Liebäugeln mit der Briefftasche hätte Schott mit Sicherheit der Gunst der Musen entfremdet, ihm dafür Hermes als Kompagnon nahe gerückt. Der erfand wohl unmittelbar nach seiner Geburt die Leier, doch gab er sie leichthin für das Besitzrecht an einer Rinderherde, die er zuvor seinem Bruder Apollo gestohlen hatte. Schott wäre dieser Tausch sicher nicht in den Sinn gekommen. Er, der erstaunlich bewandert war in den Mythologien und Religionen der Völker, wußte, seinen literarischen Zeugnissen nach, mit Gewißheit um Wert und Bestand der Gaben, die ihm gegeben, gegenüber jenen, die zur Bewältigung der Alltagsgeschäfte taugen.

Solchen Wert und Bestand zu belegen, bedarf es nach Schotts Tod der Besinnung von Nachgebliebenen wie Kommanden, gilt es doch im gedruckten wie im unveröffentlichten Nachlaß fündig zu werden. In Karlsruhe ist ein Rolf-Schott-Archiv entstanden, das nicht nur Nachlaßpflege, sondern auch Edition betreibt. Die Herausgabe des Romans „Kore“, der „Szenen aus Mozarts Leben“ und jenes Bändchens, das Balladen Goethes enthält, die Schott illustrierte, sind vielversprechende Ansatzpunkte. Selbst wer den „Zauberlehrling“ noch auswendig hersagen kann, wird diesem in Schotts Graphik nachsinnen, wie er, umdroht von Besen und Eimern, inmitten der Wasserströme steht und mit einem Beil, dem ungeeigneten Mittel, vergeblich versucht der Geister, die er rief, Herr zu werden. Er steht bis zum Oberschenkel in der Flut des Unerwünschten, preisgegeben an seine Ohnmacht aus Mangel an Wissen um die Formel zum Einhalt. Ist es nicht die Situation der Menschheit von heute? Nur reicht dieser das Wasser schon weit höher!

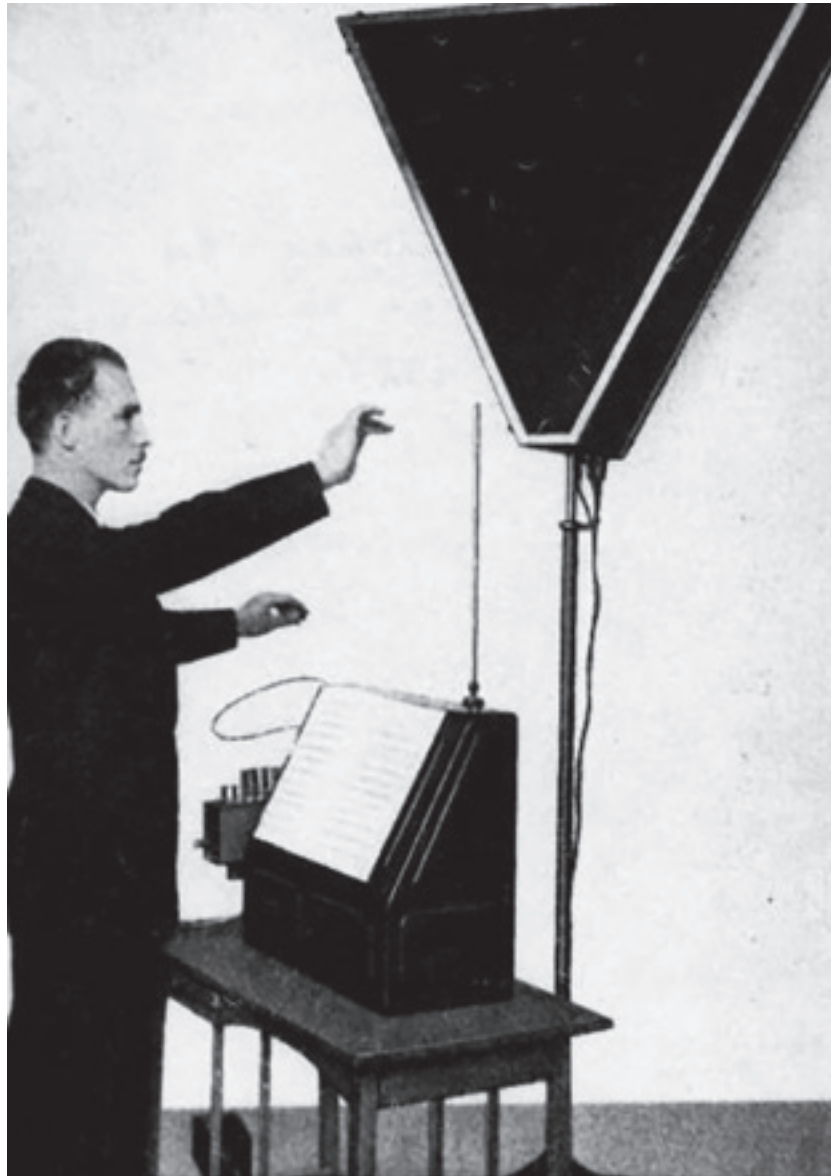
Ob man sich von Schott per Bild oder durch Worte ins Musenreich entführen läßt, es ist immer eine Reise in lichter Höhe, die den freieren Rundblick aus maßvoller Distanz gestattet. Vertiefung in Einzelheiten wie Gesamtschau sind ihm gleichberechtigte Anliegen. Daher bieten sich dem Le-

ser seiner Bücher vielfach ungewohnte Einblicke, denn dieser Mann meidet ausgetretene Pfade, kennt Aussichtspunkte, die aus neuer Perspektive schauen und eine manchmal quasi andere Sicht unserer Wirklichkeit lehren. „Die geistige Welt ist schließlich nicht bloß ein Paradiesgärtlein, sondern ein ungeheures, mit unserem engen Begriffsvermögen und unserem bißchen Sinnlichkeit nicht eigentlich faßbares Faktum.“

Das Wort findet Schott angesichts des Jüngsten Gerichts von Michelangelo. Der Künstler und sein Biograph erschauen hinter unseren „stark verschleiert und voll einlullenden, oft süßen Truges“ erkannten Vorstellungen andere Realität. Auch deshalb ist die Allegorie des Parnaß als geistige Heimatstätte Rolf Schotts treffend, weil sie einen Standort markiert. Von jenem mythologischen Gipfel aus, wo sich Erde und Himmel berühren, vermag er, souverän im Urteil, kundig im Freiraum zwischen Diesseits und Transzendenz, den Menschen Einblicke zu vermitteln, wie sie nur ein Geist zu erschauen vermag, der dort Heimatrecht erhielt, wo die Musen wohnen.

*Schauen und Bilden, Vierteljahresheft für musische Bildung und
sinnvolle Lebensgestaltung, Verlagsort Nürnberg, 1981*

*



*Léon Theremin (Lev Sergejevich Termen) aus Sankt Petersburg,
erfand 1920 das Theremin, eines der ersten elektronischen Musikinstrumente.*

Ätherwellenmusik

von Rudolf Schott

Der Russe Theremin hat einen verblüffend einfachen, wie ein Telefonkasten aussehenden Apparat ersonnen, der heute schon ein Musizieren ermöglicht, das aus unseren bisherigen Instrumenten nicht herauszuholen ist. Nicht als ob dieses neue Musikinstrument und seine Spielbarkeit, die schon aus Mangel an Zeit noch gar nicht technisch ausgeschöpft werden konnte, bereits wesentlich über vielversprechende Anfänge hinausgelangt wäre. Was aber jetzt schon festzustehen scheint, ist folgendes: Diesem, mit elektrischen Wechselströmen arbeitenden Instrument dürfte mit der Zeit jedes akustische Phänomen vom wüstesten Geräusch bis zum beseeltesten Ton entlockt werden können und zwar in jeder gewollten Ton- oder Geräuschhöhe bis zu den Grenzen der Wahrnehmbarkeit in Baß und Diskant. Die vorläufige Homophonie kann durch Zusammengruppierung mehrerer Apparate zur Mehrstimmigkeit entwickelt werden, die freilich auch mehrere Spieler voraussetzt. Es ist jedoch nicht unmöglich, daß man auch auf den Bau polyphoner Apparate noch kommen wird.

Allen denen, die daran Anstoß nehmen, daß hier ein Gerät der Tonkunst sich völlig aus dem technisch-physikalischen Treiben dieser Zeit aufbaut, ist entgegenzuhalten, daß die benutzten Elementarkräfte völlig der Macht des menschlichen Geistes unterjochbar sind; denn auch hier hängt für den musikalischen Ausdruck alles von Willen, Können und Gefühl des Musizierenden ab. Es ist aber noch ein anderes, dessen Wahrnehmung mich geradezu erschüttert hat und von diesem Instrument im wahrsten Sinn des Wortes unerhörte Dinge erwarten läßt. Und zwar ist das eine sozusagen mystisch-magische Beziehung.

Der Spieler wirkt durch *I n f l u e n z* seiner Hände und Finger auf zwei unsäglich einfache Antennen. Schon in

dieser Influenzwirkung vollzieht sich so etwas wie eine *Loslösung* aus der physischen Welt sich stoßender Dinglichkeit. Wir dürfen für eine höhere und ursächliche Welt das Wirken von Substanzformen aufeinander uns sicherlich nicht so „k o n t a g i ö s“ vorstellen, sondern in ewiger Flutung und Durchdringung befindlich, nämlich in Influenzwirkung! Man hat nicht umsonst vom *W a s s e r d e s L e b e n s* gesprochen!

Der Spieler nähert oder entfernt die lebendige Hand der Antenne. Damit bestimmt er die Tonhöhe, damit erzwingt er die Schallstärke. Die Vibration der Hände gibt dem Ton die letzte und feinste Überformung, solche Überformung, die ihn erst in menschliche Höhe erhebt. Wie nun sehen diese Antennen aus? Die Antenne, welche über die Skala gebieten läßt, ist ein einfacher *S t a b*. Die Antenne, welche Mittlerin für die Dynamik ist, gleicht einem *K r e i s*. Herauf steigen uralte Erinnerungen: Stock und Ring, Stab und Kranz, Szepter und Krone. Das sind die Ur- und Erzattribute alles *P r i e s t e r k ö n i g t u m s*, das sich ja meist in Königtum und Priestertum zerspaltet hat. Dieses höchste menschliche Amt, welches vom eigentlichen Wesen höheren Menschentums Zeugnis ablegt, gebührt dem Geistesmenschen, der als Gleichnis des göttlichen Geistes inwendig *m ä n n l i c h* und *w e i b l i c h* gebildet ist. Stab und Ring –! *S a p i e n t i s a t*. Es ist klar und notwendig, daß die *m ä n n l i c h* – väterliche Stabantenne dazu dient, den Ton zu *z e u g e n*, und es ist ebenso klar und notwendig, daß die *w e i b l i c h* -mütterliche Kreisantenne dazu dient, den Ton auszutragen, zu formen, zu *g e b ä r e n*.

Wenn in alten Zeiten die priesterköniglichen Abzeichen wohl auch dem Dichter, aus dem das Wort in seiner Ursprünglichkeit strömt, zugebilligt werden, Stab und Kranz, so ist nicht einzusehen, inwiefern dieses neue Elektrophon nicht, wenn auch in der nüchternen, sehr unromantischen Materialsprache unserer Zeit, sinngemäß an die höchste Hervorbringung des menschlichen Geschlechtes, das magische *W o r t*, die Poesie, die ja Wort und Ton war, angeschlossen sein sollte. Möglicherweise aber dazu bestimmt, die schönen und roman-

tischen, aber durchgängig in Tonumfang und Klangfarbe eng beschränkten und fixierten Musikinstrumente der Vergangenheit und einer Gegenwart, die sich anschickt, Vergangenheit zu werden, dereinst zu verdrängen und ersetzen. Ganz notwendig wird hier der geheimnisvollen elektrischen Substanzkraft und Kraftsubstanz, welche die Bausteine unserer Dingwelt zu liefern scheint, das „W o r t“ erteilt.



Léon Theremin demonstriert seine Erfindung.

Musik und Transzendenz

Ein Kurzesay für „Magische Blätter“ von Otto Zsok

Motto: *Musik drückt das aus, worüber man nicht sprechen kann, worüber aber zu schweigen unmöglich ist (Victor Hugo).*

Das einzigartige Phänomen der abendländischen Musik

Gemeint ist also hier nicht irgendeine, sondern die große abendländische Musik. Dass sie fähig ist, den aufmerksam Hörenden mit der Transzendenz zu verbinden, ist dem Autor dieser Zeilen seit 50 Jahren eine innere Gewissheit.

Der Begriff »Abendland« ist nicht bloß ein geographischer Abgrenzungsbegriff. Er bezeichnet eine von der Platonischen Akademie herkommende »Norm« und einen »Anspruch«, nämlich: eine bestimmte, zutiefst humane und philosophische Weltbetrachtung und Weltdeutung sowie eine sich daraus ergebende Praxis. Gemeint ist damit primär eine aufrichtige und unbefangene Bemühung um die Erkenntnis von Wahrheit [Singular] und Wahrheiten [Plural]. Gemeint ist sekundär aber auch das Erwerben eines praktischen Wissens, um verschiedene Zwecke zu realisieren. Lange Rede, kurzer Sinn: Das Wort »Abendland« ist in einem tieferen Sinne vielschichtig und doch zentriert auf ein Menschen- und Weltbild, in deren Verhältnis die Offenheit auf die Transzendenz a priori mitgedacht und mitempfunden wird.¹

Unverwechselbar die europäisch-abendländische Identität mitformende Grundkraft stellt [neben der griechischen Philosophie, dem römischen Recht, dem jüdischen Monotheismus und dem hohen Ethos des Jesus von Nazareth] die ganz große, inspirierte abendländische Musik dar, wie sie in den Werken von der Gregorianik über Palestrina, Orlando di Lasso, Monteverdi, Vivaldi, Bach, Händel, Haydn, Mozart, Beethoven, Schubert, Mendelssohn-Bartholdy, Chopin, Tschaikowsky, Brahms, Bruckner, Rossini, Verdi, Mahler und

Dvořák hörbar wird. Und was ist das Herausragende innerhalb und in der großen europäischen Musik? Es ist, in Anlehnung an Hans Erik Deckert gesagt, *die in Harmonien erklingende Poliphonie*, das Wunder der Mehrstimmigkeit. Dieses musikalische Phänomen ist europäischen Ursprungs. In der musikalischen Mehrstimmigkeit kommunizieren wir auf einer höheren Ebene. Wir wirken zusammen in symphonischem Konsens. Wir vertiefen unsere Fähigkeit, einander zuzuhören und dabei uns selbst unvergleichlich intensiv wahrzunehmen. Musikverständnis, im eigentlichen Sinne dieses Wortes, schließt Machtstreben und die Tendenz, andere unterdrücken zu wollen, aus. Musik in diesem Sinne zu verstehen und zu empfinden, fördert Eintracht unter den Menschen, die durch sie mit der Ur-Quelle der Musik, aber auch mit dem ureigenen Lebensgrund verbunden werden. Dies ist das Wunder der mehrstimmigen Musik, die als ein christlich-abendländischer Impuls aus dem Ewig-Einen jedem Menschen in Freiheit geschenkt wird, der gewillt ist, ihn aufzunehmen.² Dieses Wunder wird hörbar in den Werken der großen Komponisten des Abendlandes. – Erstes Hörbeispiel: **Kyrie eleison**, aus der **Missa Papae Marcelli** von Giovanni Pierluigi **da Palestrina** (1529–1591).

Es ist mir enorm wichtig, zu betonen: Wir kommen in Berührung mit der geistigen Dimension der Wirklichkeit, wenn wir uns einigen inspirierten Werken der Tonkunst widmen. Wir betreten ein Heiligtum.

Geheimnisvoll ist und bleibt am hell-lichten Tag, was in einem erhabenen Werk der Kunst [auch in der bildenden Kunst, wie Malerei] auf die Seele einwirkt und sie beglückt, erfüllt, erschüttert, reinigt und erhöht. Die wesenhaften Welten des reinen Geistes – der substanziell geistigen Welt, die unsere irdische Realität transzendiert und doch in ihr erfahrbar wird – können unserem Bewusstsein im Medium des inspirierten Kunstwerkes, hervorgebracht durch einen schöpferischen Künstler, nahegebracht werden.³

Der wirklich Schaffende – z. B. Dante, Raffael, Michelangelo, Goethe, dann aber Bach, Haydn, Mozart, Beetho-

ven, um hier einige zu nennen – empfängt aus Urtiefen des Geistes Anregungen, Antrieb und Kraft zu seiner Schöpfung, die einmal als Bild, ein anderes Mal als Dichtung oder eben als eine Symphonie hörbar bzw. sichtbar und wahrnehmbar wird. Den großen Meistern der Musik war es gegeben, Ewiges in irdisch wahrnehmbare (musikalische) Form – Sonate, Konzert, Symphonie, Oper, Oratorium, Messe – zu gießen. Alle menschliche Gestaltungskraft ist *apriori*, von Anfang an, „ewiger Schöpferkraft einbezogen“, besonders bei dem großen Künstler, und der Betrachtende oder Hörende ist eingeladen, diese ewige Kraft, welche in der großen Musik sich durch den Klang offenbart, in seinem Inneren zu erfüllen. Eine rein verstandesmäßige Analyse führt uns nicht weiter.

Das Staunen vor dem tönenden Geheimnis

Oft stand und stehe ich immer noch „als Staunender vor der Wirklichkeit und Macht der Töne“, wenn ich klassische Musik – und besonders MOZART – höre.

Schon sein Name berührt meine Seele zutiefst. Obzwar ich 8 Jahre Geige gespielt, und 5 Jahre im Chor mitgesungen habe, spreche ich hier vom Standpunkt des Hörers, des Liebhabers der großen abendländischen Musik. Sechs oder sieben Jahre alt war ich, als mich das erste Mal die geheimnisvolle Kraft der klassischen Musik berührt hat.

Es war bei uns zu Hause, in Deva (Rumänien, wo ich bis 1981 lebte). Im Rundfunk erklang die G-Dur Serenade, **Eine kleine Nachtmusik, KV 525**. Nach wenigen Takten sprang ich hoch, fühlte eine kindliche, reine Freude und eine wohlthuende, warme, harmonische Energiewelle breitete sich aus in meinem Körper. Mein Vater sagte: „Das ist Mozart. Eine kleine Nachtmusik. Schön, nicht wahr?“

In jenem ersten Erlebnis mit der Mozartischen Musik erspürte ich zum allerersten Mal bewusst eine Kraft, die ich später (in Anlehnung an Bô Yin Râ) als die „Bekundung der Lichtwelt im Ton“ nannte. Nach weiteren Jahren meldete

sich dieselbe Kraft in anderen musikalischen Formen durch den Gregorianischen Choral, dann durch einige Werke von Bach, Händel, Beethoven, Joseph Haydn, Schubert, Rossini, Berlioz, Tschaikowski, Dvořák. Und jedes Mal, wenn mich jene Kraft berührt hat, war ich gebannt und fasziniert vom namenlos Schönen des jeweiligen Werkes, merkend, wie mein Seelenraum sich weitet und hell wird. Ich wurde gewahr, wie in meinem ganzen Leib sich heilende Ströme ausbreiten; wie ich manchmal vor Glück zu zittern und zu weinen begann, und mich zurückzog, um mit dem Erlebten allein zu sein.

All diese hohen Meister der Tonkunst haben mich in meinem ureigensten Ich angesprochen, ermutigt, erschüttert, getröstet, erhellt und erfreut.

Ende Januar 1977, zu meinem 20. Geburtstag [ich bin am selben Tag geboren wie Mozart], schenkte ich mir selbst eine Schallplatte. Diesmal erlebte ich viel klarer und bewusster, – ja: was erlebte ich? – eine musikalische Offenbarung mit und durch Mozart. Es war das **Klavierkonzert Nr. 9 in Es-Dur KV 271**. Gleich bei den ersten Takten, in der sogenannten Introdution, noch bevor das Klavier erklingt, fühlte ich mich innerlich mitgenommen und in eine gänzlich harmonische und wunderschöne Wirklichkeitssphäre versetzt, die ganz anders, aber nicht weniger real war als alles Physische und Gegenständliche um mich herum. All meine Gefühls- und Seelenkräfte empfand ich vereinigt und vereint. In meinem ganzen Leib spürte ich die Harmonien – die Leichtigkeit und die Strahlgewalt – dieser Musik. Ich kam in ein Staunen hinein und bis heute bin ich aus der Sphäre des Staunens nicht mehr herausgekommen. Gott sei Dank! Was ich da, damals und dort als 20-Jähriger erlebte, lässt sich in mageren Worten so ausdrücken: Es ist so! Oder: So ist es harmonisch, so ist es gut, so ist es schön und gut, so ist es sinnvoll! . . . Und aus diesem innersten Erleben und aus dieser reinen Seelenempfindung heraus, scheint es mir durchaus angemessen, zu sagen:

Bevor jemand den Namen Mozart ausspricht, sollte sich zuvor mit Weihwasser seine Lippen gereinigt haben,

denn das Heiligste und Höchste, was in diesem Musiker in der physisch-sinnlichen Welt als musikalisch-geistiges Phänomen für die Seele vernehmbar wird, ist himmelhoch erhaben über allem Hohen, was der rein verstandesmäßig begreifende und analytisch alles zerlegen wollende Mensch naturwissenschaftlich zu erfassen vermag.

Kein Wort der Zungensprache, keine Philosophie, keine Dichtung und schon gar keine naturwissenschaftliche Reflexion über die Gehirnvorgänge kann die lebendige Klang- und Musikerfahrung eines Menschen – oder die direkte Erfahrung des Singens (allein oder im Chor) – ersetzen. Der namhafte Dirigent und Pianist DANIEL BARENBOIM sprach einmal darüber, was wir von der großen Musik lernen können. Er sagte:

Die Welt könne viel lernen von der Musik. Die Herren Beethoven oder Bach seien nicht nur Experten in Kontrapunkt, Rhythmus und schönen Tönen. »Nein, sie haben eine wichtige inhaltliche Aussage. Deshalb hören Millionen von Menschen ihnen seit Jahrhunderten zu. (...) Was ist Musik? Die Beziehung zwischen Klang und Stille. Genau in dieser Wechselwirkung bekommt Musik eine *metaphysische* Dimension.« Und dann erzählte Barenboim eine persönliche Erfahrung, die ihn sehr bewegt hat und auch mich bewegt, wenn ich lese: »Im April (2007) war ich zusammen mit dem Orchester und dem Chor der Mailänder Scala zum ersten Mal in Ghana. Die rund 1500 Menschen, die in Accra im Konzertsaal saßen, dazu die Millionen von Fernsehzuschauern, haben bei dieser Gelegenheit nicht nur die neunte Sinfonie von Beethoven zum ersten Mal gehört, sondern klassische Musik überhaupt. Die Leute wussten nicht, was zu erwarten war. Was sie wussten: Es muss etwas Wichtiges sein, etwas menschlich Wichtiges. Schon nach den ersten Takten hatte ich das Gefühl, die hören wirklich genau zu. (...) Man spürt es in der Stille des Raumes, welches Publikum man im Rücken hat. In Accra herrschte eine absolute, eine totale Stille. Die neunte Sinfonie, stellen Sie sich einmal vor, so etwas zum ersten Mal zu hören,

den langsamen Satz! Die Leute schienen den Atem anzuhalten. Der Abend hat mich wahnsinnig bewegt. (...) Ja: Musik und Leben gehören zusammen, wir können von der Musik sehr viel lernen.«⁴ Musik und Leben, Musik und Stille, Musik und Transzendenz – ihre Zusammengehörigkeit erschließt sich demjenigen, der einige Minuten sich in der Stille bewahrt, dann ein Werk der Klassik sich anhört [zum Beispiel **KV 265**, von W. A. Mozart. Es sind 12 Variationen für Klavier in C-Dur über ein Thema „*Ab vous dirai-je maman*“, Ach würde ich dir Mutter sagen], um danach wieder in der Stille zu bleiben. Was dann in der Seele passiert, beglückt den Hörenden und er fühlt (in meinen Worten ausgedrückt): Eine höhere Wirklichkeit, die Transzendenz, hat sich mir offenbart. – Es ist ein bisschen merkwürdig oder sehr subjektiv, wenn ich sage: Auf der höchsten Stufe der musikalisch-geistigen Hierarchie empfinde ich seit Jahrzenten immer dasselbe „Quartett“: Bach, Haydn, Mozart und Beethoven.

Es war immerhin SIR YEHUDI MENUHIN, der gesagt hat: Für die echten Kenner und Musiker sei Bach »unser eigenes Fleisch und Blut, in der gleichen Bedeutungstiefe wie die Sakramente für die Christen ... Vielleicht kann man sagen, dass Beethoven, Schumann und die anderen Romantiker ihr eigenes Fleisch und Blut ausdrückten. Bach steht eine Stufe über dieser Art von Ausdruck, und in diesem Maße ist er ebenso ein *Symbol des Göttlichen* wie sein Gott.«⁵

Solche Aussagen kommen freilich nicht aus dem Gehirndenken, sondern aus der lebendigen Seelenempfindung und nur daraus lässt sich die Aussage nachvollziehen: Die Musik von Johann Sebastian Bach stellt das fünfte Evangelium dar.

Als Mozart einmal, in seinen mittleren Jahren in Wien Johann Sebastian Bach zum zweiten Mal entdeckte und Orgelwerke von ihm spielte, rief er erstaunt aus: Bach habe nicht für andere komponiert, er habe kein Publikum gebraucht, nein, er hat für seinen Gott komponiert und gespielt. Das ist wahr!

In dem großen Kunstwerk ist allein der Grad des inneren organischen Lebens entscheidend, „als Ausdruck und

Widerschein jenes *ursprünglichen* schöpferischen Lebens, das der wesenhafte, auch den höchsten Intellekt hoch überragende Geist, der ‚über den Wassern‘ des Chaos schwebt, um aus ihnen immer neues Leben zu zeugen, *allein* in der Seele des wahren Künstlers sich entfalten lässt, damit es eingehen könne in das reife Werk.⁶

JOHANN SEBASTIAN BACH (1685–1750) war vermutlich der erste herausragend große neuzeitliche Komponist, der eine Musik mit therapeutischer Wirkung komponiert hat. Sagen wir es gleich mit Beethoven dazu: Meer sollte er heißen und nicht Bach. Und Goethe, der sich intensiv mit Bach auseinandergesetzt hatte, [dabei standen ihm bei: der Organist Johann Heinrich Friedrich Schütz in Bad Berka bei Weimar, Carl Friedrich Zelter und der Komponist Felix Mendelssohn-Bartholdy], fand würdige Worte für die Musik von Bach. Am 21. Juni 1827 schrieb JOHANN WOLFGANG GOETHE (1749–1832) an Zelter:

„Wohl erinnere ich mich bei dieser Gelegenheit an den guten Organisten von Berka; denn dort war mir zuerst, bei vollkommener Gemütsruhe und ohne äußere Zerstreuung, ein Begriff von eurem Großmeister geworden. Ich sprach’s mir aus: *als wenn die ewige Harmonie sich mit sich selbst unterbielte*, wie sich‘ etwa in Gottes Busen, kurz vor der Weltschöpfung möchte zugetragen haben, so bewegte sich’s auch in meinem Inneren, und es war mir, als wenn ich weder Ohren, am wenigsten Augen und weiter keine übrigen Sinne besäße noch brauchte.“⁷

Nun, was die therapeutische Wirkung der Musik von Bach anbelangt, finden wir bei ihm viele Meisterwerke zur Linderung von Depressionen. Seine **Goldberg-Variationen, BWV 988** sind nur ein Beispiel dafür. Diese Komposition brachte ihm viel Geld ein, in heutiger Währung ausgedrückt, genau 24.000 Euro. Wie aber kam es dazu?

Laut Johann Nikolaus Forkel, seinem ersten Biographen, soll der ehemalige russische Gesandte am Chursächsischen Hofe in Leipzig, Graf Keyserlingk, das Werk für seinen erst vierzehn Jahre alten Hofcembalisten, Johann Gottlieb

Goldberg, in Auftrag gegeben haben. Forkel schreibt:

„Der Graf kränkelte viel und hatte dann schlaflose Nächte. Goldberg, der bei ihm zu Hause wohnte, musste in solchen Zeiten in einem Nebenzimmer die Nacht zubringen, um ihm während der Schlaflosigkeit etwas vorzuspielen. Einst äußerte der Graf gegen Bach, dass er gern einige Klavierstücke für seinen Goldberg haben möchte, die so sanften und etwas munteren Charakters wären, dass er dadurch in seinen schlaflosen Nächten ein wenig aufgeheitert werden könnte. Bach glaubte, diesen Wunsch am besten durch Variationen erfüllen zu können. (...) Der Graf konnte sich nicht satt daran hören, und lange Zeit hieß es nun, wenn schlaflose Nächte kamen: Lieber Goldberg, spiele mir doch eine von meinen Variationen.“⁸ –

Die 30 Goldberg-Variationen sind ein *exercitium spirituale*, geistliche Übungen, die im Inneren des Hörers alle emotionalen Knoten und Verwirrungen entwirren und ihm das Geheimnis der Harmonien erlebbar machen können.

Die geistigen Ströme, die Bach, wie ebenso die anderen großen Meister der abendländischen Musik, in ihrer Tonsprache eingefangen und gebündelt nach einer hohen Ordnung hörbar gemacht haben, sind in erster Linie (und in Anlehnung an Bô Yin Râ formuliert) Träger, Vermittler und Erwecker von in uns latent ruhenden Empfindungen, die eben durch die Musik empfindungsbewusst werden. Dann aber wird das Vernommene zum *Eigenbesitz* und zum eigenen *Empfindungsgut*. So entwirrt sich in uns das Verworrene und in der unvergänglichen Seele kann sich das »**Ich im Licht**« manifestieren – die Ur-Identität des Mensch-Seins. Geheimnisvoll ist das alles am hell-lichten Tag, aber immer wieder erlebbar und erfahrbar. In den Hörerfahrten, die ich seit 50 Jahren mache, hat sich meine ursprüngliche Intuition bestätigt, dass sich in der großen Musik des Abendlandes eine höhere Weisheit, ein klingendes, geistiges Licht, eine noch rein gebliebene geistige Quelle und ein transzendentes Mysterium kundtun. Dieses Mysteriums Urgründe wurzeln in der Gottheit selbst.⁹

Stand: 28.12.2021

Anmerkungen zum Lehrwerk und seinem Umgang

ein Forumsbeitrag von O I A

Nicht nur die Wirkung des Buches vom Glück entfaltet sich in der Individualität, sondern das gesamte Lehrwerk.

Es „verbindet“ sich mit der Individualität des/der Einzelnen so, wie es die Individualität im Augenblick dieser Verbindung geistig bedarf. Das macht eine der Einzigartigkeiten des Lehrwerks aus und stellt ein sicheres Unterscheidungsmerkmal gegenüber manch‘ anderem Feilgebotenen dar.

„Erläuterung“ wird bereits von Seiten der Urheberschaft.

Wer nicht vollkommen sicher sein kann, anderen zu jeder Zeit genau das zukommen zu lassen, wessen sie geistig gerade bedürfen, um sich genau ihrer Individualität gemäß entwickeln zu können, sollte sich strengstens überprüfen, woher der vermeintliche Auftrag dazu stammt.

Etwas, das man unternimmt, ist objektivierbar „Missionieren“, oder es ist das nicht. Es kommt nicht auf das persönliche Meinen und Wähnen an, auch wenn man wortreich darzulegen sucht, weswegen ausgerechnet die eigene Subjektivität natürlich keinesfalls z. B. missioniert.

Deutlich wird oft eine Überschätzung des eigenen Selbst, angetrieben vom Willen zu helfen und dem Meinen, diesen Willen betätigen zu müssen.

Meist vor der Zeit, dies Unterfangen in seinen immensen Auswirkungen überhaupt ermessen zu können.

Diese Einstellung übersieht geflissentlich, dass die Leuchtenden des Urlichts in der Lage sind, diese, ihnen originär zugeordnete Aufgabe umfassend ausfüllen zu können.

Was spricht dagegen, derlei Unterfangen zurückzuhalten, bis persönlich maximal erreichbare Meisterschaft in diesem Leben erreicht werden konnte?

Niemand kann vor seiner Zeit erreicht werden, auch

nicht eine „Nanosekunde“ oder irgendeine „Zeiteinheit“ vorher.

Ebenso kann niemand gegen seinen Willen erreicht werden.

„Pfuscht“ man – auch in allerbesten Absicht – hier hinein, wirkt man im Gegenteil zum erheblichen Nachteil der betroffenen Individualität, es nützt die allerbeste (subjektive) Absicht nichts.

Dessen sollte man sich bewusst bleiben und mehr „Vertrauen“ (Glauben) entwickeln.

Sieht man andere in Not und will diesen helfen, sollte man die Wirkung des echten Gebetes keinesfalls unterschätzen.

Schafft man Verbindung, darf man sich ganz und gar sicher sein, es wird genau so wie erforderlich geholfen, und zwar von denen oder über diese, die dazu tatsächlich unzweifelhaft berufen waren, sind und bleiben werden.

Jeder Mensch, der aus dem Willen zur Umkehr und Rückkehr an dieser Verwirklichung für sich arbeitet, dient bereits allen, unabhängig davon, ob ihm das bewusst ist oder der an sich arbeitende Mensch äußerlich erkennbare oder verwertbare Merkmale dieser Wirkung wahrnimmt bzw. erhält oder nicht.

Geistige Selbstverwirklichung als einziger „Egoismus“, der gemeinnützig ist.

Bô Yin Râ hat die einfache Logik als Denkorganisationsstruktur des Verstandes durchaus für wertvoll erachtet, versucht man damit nicht außerhalb ihres Wirkungskreises zu operieren.

Interessanterweise hält wirkliches geistiges Erleben stets auch einfacher Logik stand.

Vielleicht ein verdeutlichendes Beispiel, worauf ich hinaus will: Relativ problemlos kann man das Lehrwerk vom Verstande her zerpflücken, vermeintliche Widersprüche nachweisen, auf die Idee kommen, Bô Yin Râ für einen selbst ernannten Meister zu halten und derlei mehr – alles, soweit Intellekt und Verstand reichen. Der bloße Verstand ist zur Konstruktion

jeder beliebigen Fehlvorstellung fähig.

In der asiatischen Hemisphäre wurde schriftliche Lehre erteilt, die nur „brauchbar“ wurde, hatte der Lehrling zuvor mündliche Lehre erhalten und sich bereitet.

Dieses Prinzip gilt im abstrahiert übertragenen Sinne auch für das Lehrwerk.

Ohne den „Egoismus“ der Arbeit an sich selbst und der Ausformung zu dem, was mehr und mehr zum Empfang berechtigt, bleibt das Lehrwerk eine vom Verstande her nicht erschließbare, mithin eine vom Verstande her „nicht brauchbare Sache“.

Das Lehrwerk spricht den Verstand eigentlich gar nicht an.

Lehrwerk i.V.m. „Bereitung und Empfang“ und es eröffnen sich Welten.

Was man meint, davon mitteilen zu müssen, benötigt die gehirnbedingt, verstandesmäßige Verarbeitung, bei der Folgerichtigkeit oberstes Gebot bleibt, will man nicht in bester Absicht eigenes Meinen und Wähnen untermengen, ohne diesen Vorgang selbst zu bemerken.

Eigentlich sollte man sein geistiges Erleben strikt für sich behalten.

Es ist zu individuell, andere haben ihren eigenen, „geistig fruchtbaren Boden“ und bedürfen ihres eignen, individuellen Erlebens. (Trotzdem meinte man immer mal wieder, Mitteilung sei förderlich und musste das Gegenteil feststellen.)

Die vorbezeichnete Ausformung bedingt gewöhnlich bereits ein bestimmtes Leben, z. B. einen bestimmten Umgang mit sich und anderen.

Ein Beispiel zum Thema „äußerlich bereits engagiert“ (auf Basis des Lehrwerks):

Man denke sich „Leute“, die äußerliches Engagement auf Basis des Lehrwerkes beschlossen, indem sie sich ehrenamtlich bei der Telefonseelsorge engagieren, ohne das Lehrwerk konkret aufscheinen zu lassen. „Lebenserfahrung“ eben.

Man denke sich, das Unterfangen wurde gestartet und in engerem, zeitlichem Zusammenhang wieder aufgegeben.

Abgesehen davon, dass meines Erachtens sich dadurch bereits „Missionieren“ realisiert, kann niemandem gegen seinen Willen bzw. vor seiner Zeit Lehre zuteil oder diese gar oktroyiert werden.

Wer sich in Not befindet, ist noch lange nicht geistig bereit oder in „seiner“ Zeit.

Man stürzt andere Menschen in bester Absicht eher in noch größere Not, weil man ihre Not nicht lindert oder löst, sondern sie – in ihrer Not – mit Ergebnissen konfrontiert, die auf individuellem, geistigem Erfahren beruhen.

Das geht in der Auswirkung über den sog. „Bären-dienst“ noch weit hinaus.

Bei allem Bestrebtsein, sich äußerlich (auf Basis des Lehrwerks) zu engagieren, sollte man nicht vergessen, dass man sich durch Erledigung seines Tagwerks in seinem Alltagsleben bereits wirkungsvoll engagiert, auch wenn man das häufig gar nicht so recht bemerkt.

Was darüber hinausgeht, greift gewöhnlich bereits unzulässig in das Geistesleben anderer ein.

Der Text ist im ehemaligen Forum datiert vom 26.3.2010

*

Von der Schwierigkeit und Leichtigkeit des Weges zu Gott

von Hans Karberg

Es geht mir hier nicht um einen Kommentar zu dem Buche „Der Weg zu Gott“. Es möge mir erlaubt sein, eigene Erfahrungen schriftlich umzusetzen. Veranlassung dazu ist eine an mich herangetragene Bitte von Freundesseite. Wer mit diesem Thema befaßt ist, ob als Verfasser oder als Leser, dem geziemt Bescheidenheit als Selbstschutz vor der Gefahr elitären Hochmuts. „Gott sieht das Herz an“ nicht nur der geistigen Eliten, auch und gerade der Kleinen und Geringen.

Das Betreten des genannten Weges in Wahrheit ist nicht möglich ohne eine Reinigung der eigenen Vorstellungswelt. „Zuerst wirst du vieles vergessen müssen!“ (BvlG 75). Das zäh verfestigte Bild eines allsichtigen Richters und strafenden Gottes im Grimm über die Schwächen und Sünden seiner so ungezogenen „Ebenbilder“ muß restlos getilgt und ausradiert werden, zugleich damit die niederschmetternde Schwächevorstellung „Wir sind allzumal Sünder!“ Wer den Weg zum kirchlichen sogenannten „Gott der Väter“ gehen will und sich damit zufriedengibt, wird hier von mir nicht angesprochen. Gemeint sind die Tapferen, die das überkommene Trugbild durchschaut haben und die Grauen des Aufsichgestelltseins ertragen. Nach dieser schmerzhaften Reinigung, wenn sie ehrlich durchgestanden ist, folgt das Auftauchen einer neuen Kraft im Inneren, zuerst ganz zart und keimhaft: der Liebe aus sich selbst. Wird sie liebend getreulich festgehalten, so erfährt die Seele tröstlich das Vertrauen zum wahren Urquell aller Liebe und Gnade in Ewigkeit: den fernsten Abglanz des allerhöchsten Guten, der ewig zeugenden höchsten Allgewalt. Hier weiß sich die Seele für immer geborgen, ihrer selbst auf neue Art bewußt.

Noch ist das erdenhaft empfindende Ich „draußen“, noch setzt ihm das „Tier“ seinen gewohnten Widerstand entgegen. Diese Prüfung gilt es durchzustehen bis zum sieg-

reichen Ende. Der Sieg kann nicht ausbleiben, wenn wir die höchste Kraft des Universums an unserer Seite wissen: die Liebe an sich und aus sich selbst. Hier bäumt sich das Tier zu letztem Widerstand auf, um seine Macht fürchtend, und flüstert dem Ich Zweifel ein, als schaffe der Erdenmensch diesen Sieg des Geistes, ewigen Geistes in ihm selbst, niemals! Es braucht „Geduld und Glauben der Heiligen“, nicht nachzulassen bis zum Siege. Das ist die wahre Schwierigkeit des Weges zu Gott. Aber sie wird leicht für uns in der wahrhaften Hingabe, die eine Tat des Innersten ist. Worin besteht diese Tat? In Folgendem ist es gesagt:

Zuerst besteht diese Grundlegung darin, in der wahrhaften Demut vor dem über alles Menschen- und Göttermaß gewaltigen allerhöchsten Guten diesem selbst, Ihm, dem ur-eigentlichen Gotte das eigene Ich und alles Drum und Dran restlos zu übergeben. Das kann nur in wahren, einfältigem, voll vertrauendem Gebet geschehen als einem folgenreichen Gelöbnis, das Wesentliche in dem Beter verändert. Er findet Anschluß an unsichtbare Kraftquellen. Er weiß mit neuer Sicherheit und ungeahnt tröstlich: Er ist nicht mehr allein in den Kämpfen und Krämpfen des Erdenlebens. Nur sein Körper aus irdischen Elementen ist noch dem unsichtbaren dunklen Herrn der Erde letztlich unterworfen, Seele und Geist stehen in höherer Hand. Es mag schwierig erscheinen, dieses Bewußtsein der Selbstübergabe an Gott im gesamten weiteren Erdenleben wach zu erhalten, wie es Notwendigkeit und Grundbedingung für das Gelingen der hohen Aufgabe ist! Die hingebende Liebe aber als Antwort auf die göttliche empfundene Liebe macht diese Aufgabe für den, der sie gewagt hat, leicht und zum Segen.

Zum Beschluß darf ich meinen Worten die rechten Leser wünschen, die sie so schlicht und einfach in sich aufnehmen, wie sie geschrieben und gemeint sind.

Nachlass des Richard-Hummel-Verlages (ohne Zeitangabe)

**Mystische Seelenvollendung:
Im Tod tritt hervor, wer wir wirklich sind**
von Cynthia Bourgeault

In ihrem eindrucksvollen Buch »Stärker als der Tod ist die Liebe« schildert die Theologin und anglikanische Priesterin Cynthia Bourgeault nicht nur ihre außergewöhnliche Liebesbeziehung mit dem 1995 verstorbenen Trappistenmönch Raphael Robin, sie erforscht auch die theologischen Bausteine eines ganzheitlichen Verständnisses des Älterwerdens und Sterbens, und wie zwei Menschen durch intensive spirituelle Arbeit an sich selbst die Grundlagen für eine gemeinsame »vermögendere Seele« schaffen können, die den Tod zu überwinden vermag.

Der Gedanke der mystischen Liebe durchdringt selbstverständlich die ganze christliche Tradition, angefangen von der erlesenen Bildsprache im Hohelied bis zu den Metaphern der mystischen Vermählung: der Kirche als der »Braut Christi« und unserer spirituellen Einwilligung als dem »Hochzeitsgewand«.

Es existieren menschliche Paare als Vorbilder wie der heilige Franziskus und Klara von Assisi oder, was dies betrifft, auch Jesus und Maria Magdalena: Menschen, die unser Herz instinktiv als Paare betrachtet trotz aller Bemühungen, ihre Beziehung zu spiritualisieren oder wegzu erklären. Sie erinnern uns an die vollendende und befreiende Macht von Seelen, die in einer heiligen, in der Essenz erotischen Liebe zusammenarbeiten. Das Konzept ist uns jedoch unheimlich und wird in der Regel wie eine heiße Kartoffel schnell wieder fallengelassen.

Ich hingegen bin davon überzeugt, dass sich in unserer Tradition die Bausteine finden lassen zur Untermauerung einer tragfähigen Theologie der mystischen Seelenvollendung. Die heiße Kartoffel muss nicht zwangsläufig wieder fallengelassen

werden; sie findet in einem erleuchteten christlichen Selbstverständnis nicht nur Platz, sondern bietet auch wichtige Erkenntnisse, die unsere christliche Vorstellung vom Tod und vom Leben nach dem Tod erweitern und abrunden. Denn die erotische Liebe ist ein heiliges Geschenk Gottes. Und manchmal ist diese Liebe so intensiv und kraftvoll und das Empfinden des Einsseins derart stark, dass sie auch über das Grab hinaus weiterwachsen und zwei Seelen zu jener Ganzheit ineinanderwirken, die zu werden ihnen schon immer bestimmt war.

Mystische Vollendung geschieht von Zeit zu Zeit in unserer menschlichen Erfahrung, und wenn es dazu kommt, bezeugt sie jene zwei tiefgründigen Einsichten im Herzen des christlichen Glaubens, nämlich dass die Liebe stärker ist als der Tod und dass sie die fundamentale Schöpfungskraft im Universum ist.

Diese Bausteine stammen mehrheitlich aus der christlichen »inneren« Tradition: aus dem Vierten Weg nach G. I. Gurdjief und aus der Linie der christlichen Hermetik, die sich von Jakob Böhme im siebzehnten Jahrhundert über Valentin Tomberg bis in unsere Tage erstreckt. Da viele dieser Namen einer Leserschaft, die sich im Mainstream der christlichen Tradition zu Hause fühlt, unbekannt sein dürften, habe ich am Ende dieses Buches (Seite 187 ff) einige kurze biografische Bemerkungen angefügt. Bitte denken Sie daran, dass »innere« nicht »häretische« meint.¹ [...]

Unendlich viel lebendiger

»Ein Mensch ohne einen Körper ist unendlich viel lebendiger als ein Mensch mit einem Körper.« Dies waren die Worte meines Freundes Murat Yagan, als ich ihn in seiner spirituellen Gemeinschaft in British Columbia besuchte. Für Murat, achtzig Jahre alt, war es nichts Außergewöhnliches, sich mit dem spirituellen Reich auszutauschen. Er sprach mit einer absolut nüchternen Wahrhaftigkeit, die mich jedes Mal zutiefst staunen ließ.

Dennoch ist das, was Murat hier sagt, schwer zu glauben. Ich denke, dies liegt teilweise an der extremen Glaubwürdigkeitsschranke, die der Tod als solcher darstellt. Der Tod steht unvermeidlich am Ende eines allmählichen oder schnellen physischen Verfalls; er bedeutet das Schwinden von Energie, den Übergang in die physische Hinfälligkeit. Und dann ist da nur noch der Körper als solcher, unbewohnt und leblos, ein offensichtliches Zerrbild der Person, die er einmal war.

Als ich Rafe [Bruder Raphael Robin] bei der Totenwache sah, war da jenes unvermeidliche »Erschauern«: Der, der mich nur wenige Tage zuvor noch so überaus lebendig aus seinen leuchtend blauen Augen angeschaut hatte, lag nun, grau und bewegungslos, eng eingesperrt in seine Totenmaske. Erst als ich ruhig genug geworden war, um seine Präsenz auf einer subtileren Ebene zu erfassen, war ich auch fähig, hinter die Maske zu gelangen, zu einem bemerkenswerten, dahinterliegenden Wiedersehen.

Und so verstand ich, dass Murats Worte, im Fall von Rafe, der Wahrheit entsprachen: »Ein Mensch ohne einen Körper ist unendlich viel lebendiger als ein Mensch mit einem Körper.« Und nicht nur das, sondern es ist seine Lebendigkeit, groß genug für uns beide, die mich auf meiner eigenen Suche anspornt und wachhält. [...]

Im Augenblick des Todes...

Meine immer stärker werdende Ahnung wurde aus einer unerwarteten Ecke bestätigt. Eines Nachmittags war ich in Rafes Klause und sortierte seine Bücher, als dort aus dem Regal eine Ausgabe von Ladislaus Boros *Mysterium mortis* hervorlugte. Ich zog es heraus und erkannte einen lange vergessenen Freund. Zwanzig Jahre war es her, so erinnerte ich mich, dass ich dieses Buch förmlich verschlungen und ganze Abschnitte in mich aufgesaugt hatte, die nun, während ich durch die Seiten blätterte, wieder mit aller Macht zurückkamen – bis zu dem Zeitpunkt hatte ich nicht gewusst, dass

auch Rafe dieses Buch gekannt hatte!

Ein weiteres dieser unausgesprochenen Bindeglieder zwischen uns. Es acht Monate nach seinem Tod erneut zu lesen, war nicht nur ein großes Déjà-vu, sondern auch eine wichtige Hilfe, indem es mein wachsendes Verständnis untermauerte, dass der Tod Rafe in ein derart neues Spielfeld der Freiheit und Ganzheit erlöst hatte, dass der alte Rafe, in gewisser Weise, faktisch immateriell geworden war.

In meinen früheren Darlegungen im Zusammenhang mit dem »zweiten Körper«² habe ich mich bereits ausführlich auf Boros bezogen, doch ich möchte nochmals auf dieses brillante und erstaunlicherweise weitgehend unbekanntes Werk zurückkommen. Ich nehme an, dass es in einer wahren Weißglut der Erleuchtung geschrieben wurde, denn es trägt in der Gewagtheit seiner Sprünge und der eigentümlichen Autorität seiner Darstellung die typischen Merkmale eines Werks von offenkundiger Wahrheit.

In seiner faszinierenden »Endentscheidungshypothese« über den Tod als »einem Zusammenlaufen auf den Augenblick einer endgültigen Entscheidung hin« (die nicht von Gott getroffen wird, sondern von uns selbst) behauptet Boros, dass sich uns »im Tod die Möglichkeit zum ersten vollpersonalen Akt des Menschen eröffnet.«³ Weit entfernt davon, unsere Vernichtung zu bringen, ist dieser Augenblick mehr als irgendein anderer derjenige der Bewusstwerdung und des Freiwerdens.

Dieser Augenblick wird über eine lange Strecke vorbereitet. Mit der Alterung des Körpers nimmt unsere physische Vitalität unvermeidlich ab, doch während dieser Zeit nimmt unser inneres Leben laufend und proportional an Weite und Größe zu; und wir haben die Möglichkeit – falls wir, wie im letzten Kapitel gesehen, den Mut aufbringen, sie anzunehmen – zu lernen, uns selbst mit einer zunehmenden Unabhängigkeit von unserer physischen Körperlichkeit zu konfigurieren.

... wird die Seele zum ersten Mal für sich selbst sichtbar

Im Tod schließlich fällt der Körper in Gänze von uns ab, und in diesem Augenblick wird die Seele im vollkommenen »ontologischen Ausgeliefertsein«⁴ – zum ersten Mal herausgelöst aus ihrer physikalischen Matrix – für sich selbst sichtbar. Es ist ein Augenblick plötzlichen gänzlichen Bewusstwerdens unserer selbst. »Was wir schon immer gehnt und geliebt haben«, so Boros, »vereinigt sich« in einem einzigen Augenblick vor uns, während wir uns selbst, der Welt und Christus vollkommen gegenwärtig sind.⁵

In nackter Essenz sind wir, wer wir sind, aber was wir sind, sind wir in vollem Umfang und selbstausdrückend. Und in diesem Augenblick des Erwachens, sagt Boros, vollziehen wir unseren »ersten vollpersonalen Akt« – die Entscheidung für oder gegen Gott, was tatsächlich nichts anderes ist als die Entscheidung, die Göttliche Liebe, die über und durch uns hindurchströmt, zu akzeptieren oder zurückzuweisen.

»Erkennst du denn nicht, wie unbeständig ich bin?«, hatte Rafe in jener brutal aufrichtigen Nacht in der Klausur verärgert gesagt. Boros bringt Rafes qualvolle Selbstbetrachtung zu ihrer impliziten Schlussfolgerung, wenn er behauptet, dass das hauptsächliche Hindernis für das Erreichen der Einheit des Seins hier im Leben der Körper selbst sei – dieser »Tempel meiner selbst«, der immer nur eine einzelne Sache zur selben Zeit tun, erfahren und ausdrücken kann und der alles als eine Erweiterung seiner selbst und damit seines Eigeninteresses begreift.

»Die Existenz ist untrennbar von ihrer Verkörperung«⁶ genau darin liegt das Problem – vor allem dann, wenn wir versuchen, uns selbst vollständig in Liebe hinzugeben. Wie geschliffenes Glas erzeugt die Begrenztheit der Körperlichkeit die unentrinnbaren, mannigfaltigen Dimensionen unserer Selbstheit. Wir können jeweils nur eine Facette sein, ein Ausschnitt unseres Selbsts, ein Ausdruck. In uns lärmen verschiedene Persönlichkeiten, und während unsere innere Arbeit

zu einem bestimmten Fortschritt beim Meistern des eigenen Haushalts führen kann, erscheint dieses Kaleidoskop unserer Stimmungen, Posen und Selbstbilder, von denen jedes einzelne über eine eigene Durchsetzungskraft verfügt, als die Gesamtsumme dessen, was wir menschlich sind.

Gegen Ende flammten verschiedene Funken Rafes wie in einem erlöschenden Feuer auf und flackerten hell: der leidenschaftliche Geliebte, der strebsame Einsiedler, der kämpfende alte Mann... flackerten auf und erloschen. Und doch bleibt das essenzielle Selbst auf gewisse Weise immer verborgen – »mit Christus in Gott«, wie die Mönche zu sagen pflegen. Unsere planetarische Existenz scheint nicht die ganze Bandbreite der Bedingungen zu liefern, unter denen sich manifestiert und erschöpft, wer wir sind. Sie bricht nur kurz hervor in diesen flüchtigen Augenblicken, wenn wir durchleuchtet werden... oder durchweint.

Im Tod tritt hervor, wer wir wirklich sind

So scheint es, dass im Augenblick des Todes, wer wir sind – der Vollmond hinter der silbernen Sichel, die grundlegende Einheit unseres Seins, nach der wir uns geseht und von der wir irgendwie auch immer gewusst haben, dass sie da ist –, nun fähig wird, nach vorn zu treten und sich auszudrücken. Boros sagt: »Das Personale in seiner Fülle, der schlecht-hin innere Mensch, kann erst im Tode entspringen, wo die Energien des äußeren Menschen untergehen.«⁷

Was sich schließlich hinter diesen äußeren Energien zeigt, mag winzig erscheinen, vielleicht nur als ein Pünktchen. Doch es ist unser kohärentes Ordnungsprinzip, weil unsere vollständige Authentizität darin enthalten ist: die Einheit unseres Seins. Und es ist dieses Pünktchen, das im Tod nun hinübergeht – oder vollständig erglüht – und wie der Busch, der brennt, aber nicht verzehrt wird, die wesentliche Veranlagung unserer Seele trägt.

Auch Jakob Böhme, Sie mögen sich erinnern, be-

schreibt diesen Augenblick des Todes in den Begriffen von Feuer und Licht. Nachdem er anfänglich sagt: »Alsdann wirket und will Gott in ihm, und wohnt Gott in seinem gelassenen Willen, dadurch wird die Seele geheiligt, dass sie in Göttliche Ruhe kommt«, stellt er sich den Augenblick des Todes für solch eine Seele als reines weißglühendes Licht vor: »Wenn nun der Leib zerbricht, so ist die Seele mit Göttlicher Liebe durchdrungen, und mit Gottes Licht durchleuchtet, wie das Feuer ein Eisen durchglüet, davon es seine Finsterniß verliert.«⁸ Der Tod wird zur Schablone für die Seele: Er ist der Augenblick, in dem die wahre Form der Seele im Licht der Göttlichen Liebe ewiglich offenbart wird.

Wie auch immer diese Form aussehen mag – in Kapitel 14 werde ich mehr darüber sagen –, der Augenblick unseres Todes befreit uns schließlich zur ganzen Tiefe unserer menschlichen Liebe. Boros schreibt dazu:

Die erste Möglichkeit, die Liebe ganzheitlich zu vollziehen, ist der Moment des Todes. In ihm wird unser ganzes Dasein ausgeliefert. Das ontologische Ausgeliefertsein (Tod) gibt uns den Raum für eine entscheidungsmäßige Selbstausslieferung (Liebe).⁹

Nun, da es nichts mehr zurückzuhalten oder zu beschützen gilt, ist die Liebe, das Leben unserer Seele, frei, vollständig auszuströmen. Für mich war dies die außerordentliche Gnade unserer Begegnung in der Nacht von Rafes Totenwache. Zum ersten Mal war er vollständig und konsequent offen für die Kraft seiner eigenen Liebe. Und dies hat sich als vorrangiges Kennzeichen unseres neuen Zusammenseins fortgesetzt.

Ich kann nicht behaupten, dass ich dem gesamten Argumentationsstrang von Boros folge. Seine Erklärung, der Moment des Todes sei die endgültige Entscheidung, nach der keine Veränderung mehr möglich sei, ist offensichtlich mit meiner eigenen Erfahrung des auf Gegenseitigkeit beruhenden Wachstums über den Tod hinaus nicht kompatibel. Ich glaube, dies hat mit einer häufig gemachten theologischen Fehlannahme zu tun (nämlich, dass Wachstum eine Funktion der Zeit sei),

worauf ich im anschließenden Kapitel zu sprechen kommen werde. Doch im großen Ganzen half mir sein Hinweis, dass der Tod ein heiliger Übergang ist, der eine qualitative und eine quantitative Veränderung des Seins herbeiführt, enorm.

Auf der anderen Seite wird die Personifizierung eine andere sein

Sogar für jene spirituellen Adeptinnen und Adepten, die es geschafft haben, die Kunst des Sterbens vor dem Sterben zu meistern, bleibt der Tod das einzigartige Tor; auf der anderen Seite wird die Personifizierung eine andere sein. Es geht nicht bloß darum, dass der Körper von uns abfällt, wenn er nicht mehr benötigt wird, um die persönliche Identität aufrechtzuerhalten; der Durchgang durch den Tod selbst verleiht seltsamerweise das entscheidende letzte Element persönlicher Identität, das auf keinem anderen Weg erlangt werden kann. Ich glaube, dass Christi eigener Kreuzestod dies lehrt; es ist eine zentrale innere Weisheit des christlichen Weges.

Und so sind Rafe und ich an verschiedenen Orten, und ihm widerfuhr etwas eindeutig Heiliges, das mir noch immer bevorsteht. In den Augenblicken, in denen ich, von Selbstmitleid bewegt, ihn in seinem Körper zurückhaben möchte, tröstet mich dieser Gedanke auf seltsame Weise. Derjenige, der er jetzt ist, »unendlich lebendiger, als er es in seinem Körper war«, ist die Frucht dieses Hindurchgehens durch den Tod, und ich kann aus tiefstem Herzen sagen: Ich wünsche es mir kein bisschen anders.

Was Rafe im Leben nicht zur Gänze zu tun vermochte, kann er jetzt vollkommen machen, und dies ist Teil des fortlaufenden Werdens zwischen uns und schenkt nun dieser Zeit ihre besondere Anmut und Frische. Und was mich angeht, so vertraue und hoffe auch ich auf jenen Augenblick meiner eigenen Passage, wenn ich, so wie Rafe, durch die silberne Sichel hineinfalle in die Fülle des Mondes.

© Cynthia Bourgeault / Chalice Verlag 2021

Über Theosophie

von nootheater

„Zu allen Zeiten gab es Menschen dieser Erde,
die schon während ihres Erdenlebens das «Tier» dem «Gotte»:
– das Menschtierbewusstsein dem Bewusstsein des Geistesmenschen
in sich vereinigt hatten, und alles geistige Wissen, das noch
– wie immer auch vermengt mit mancher Zutat Unberufener –
heute auf Erden zu finden ist, ging einst von solchen Menschen aus,
denn niemals sprach die Gottheit anders zu der Erdenmenschheit,
als durch den Menschen.“¹

Um eine Perspektive auf das geistige Hochgebirge der *Theosophie* in der Überlieferung der Weltkulturen zu gewinnen, genügt es, sich nur einige der vielen zu nennenden Autoren theosophischer Texte zu vergegenwärtigen, ohne zeitliche Ordnung: Laozi, Zuangzi, Moses, Pythagoras, Patânjali, Ibn Arabi, al-Hakim at-Tirmidhi, Padmasambhava, Milarepa, Dionysios Areopagita, Clemens von Alexandria, Origenes, Johannes Scotus Eriugena, Dschelal ed-Din Rumi, Meister Eckhart, Johannes Tauler, Hildegard von Bingen, Francesco d'Assisi, William Blake, Jacob Böhme, Louis Claude de Saint Martin, Friedrich Christoph Oetinger, Franz von Baader, Friedrich Wilhelm Schelling, Wladimir Solowjew, Ramakrishna, Nikolai A. Berdjajew und Ramana Maharshi.

Theosophische Offenbarungen zeigen sich in allen Weltreligionen und allen geistigen Strömungen: im Taoismus, im Buddhismus und Hinduismus, im Judentum, im Islam und im Christentum. Um das *Wesen* dieser pfingstlichen Zeugnisse zu empfinden und um zu begreifen, was für eine Art von „Wissen“ in theosophischen Schriften weitergegeben wird, braucht man sich nur dessen zu erinnern, was Jacob Böhme, einer der Protagonisten der christlichen Theosophie, in „Von der Menschwerdung Jesu Christi“ schreibt:

„Also, ihr lieben Kinder Gottes, die ihr viel mit Tränen suchet, lassets euch nur Ernst sein: Unser Sehen und Wissen ist in Gott, Er offenbaret einem jeden in dieser Welt, soviel Er will, als Er weiß, daß ihm nützlich und gut ist; Denn der aus Gott siehet, der hat Gottes Werk zu treiben, er soll und muss das treiben, lehren, reden und tun, das er siehet; sonst wird ihm das Sehen genommen. Denn diese Welt ist Gottes Sehen nicht wert, aber um der Wunder und Offenbarung Gottes willen wird manchem gegeben zu sehen, daß der Name Gottes der Welt offenbar werde, welches auch ein Zeugnis über alles gottloses Wesen sein wird, welche die Wahrheit in Lügen verkehren und verachten den H. Geist; Denn wir sind nicht unser selber, sondern dem wir dienen in seinem Lichte. Wir wissen nichts von Gott, Er selber Gott ist unser Wissen und Sehen: Wir sind ein Nichts, daß Er alles in uns sei, wir sollen blind, taub und stumm sein, und kein Leben in uns wissen, daß Er unser Leben und Seele sei, und unser Werk sein sei.“²

„Gott hat mir das Wissen gegeben. Nicht Ich, der Ich der Ich bin, weiß es, sondern Gott weiß es in mir.“³

Das im Ursprung griechische Wort Theosophie bedeutet „Göttliche Weisheit“ und ist abgeleitet von Theós/Gott und Sóphia/Weisheit. Eine der ersten Erwähnungen dieses geistigen Wärmestroms in der Tiefe der Überlieferung findet sich im 1. Korintherbrief des Apostels Paulus.

„Wovon wir aber reden, das ist dennoch Weisheit bei den Vollkommenen; nicht eine Weisheit dieser Welt, auch nicht der Obersten dieser Welt, welche vergehen. Sondern wir reden von der heimlichen, verborgenen Weisheit Gottes, welche Gott verordnet hat vor der Welt zu unsrer Herrlichkeit, welche keiner von den Obersten dieser Welt erkannt hat; denn so sie die erkannt hätten, hätten sie den Herrn der Herrlichkeit nicht gekreuzigt. Sondern wie geschrieben steht: ‚Was kein Auge gesehen hat und kein Ohr gehört hat und in keines Menschen Herz gekommen ist, was Gott bereitet hat denen,

die ihn lieben.‘ Uns aber hat es Gott offenbart durch seinen Geist; denn der Geist erforscht alle Dinge, auch die Tiefen der Gottheit. Denn welcher Mensch weiß, was im Menschen ist, als der Geist des Menschen, der in ihm ist? Also auch weiß niemand, was in Gott ist, als der Geist Gottes. Wir aber haben nicht empfangen den Geist der Welt, sondern den Geist aus Gott, daß wir wissen können, was uns von Gott gegeben ist; welches wir auch reden, nicht mit Worten, welche menschliche Weisheit lehren kann, sondern mit Worten, die der heilige Geist lehrt, und richten geistliche Sachen geistlich. Der natürliche Mensch aber vernimmt nichts vom Geist Gottes; es ist ihm eine Torheit, und er kann es nicht erkennen; denn es muß geistlich gerichtet sein.“⁴

Wer sich in unseren Tagen mit der Frage „Was ist Theosophie?“ im Internet auf die Suche macht, begegnet vor allem zahlreichen Hinweisen auf die im späten 19. Jahrhundert in medialen, okkulten Zusammenhängen von H. P. Blavatskij gegründete anglo-indische „Theosophische Gesellschaft“; sie besteht weltweit in einzelnen Zirkeln und hat beträchtlichen Einfluss auf den synkretistisch-spirituellen Aufbruch des New Age im 20. Jahrhundert ausgeübt.

Bô Yin Râ hat in „Mehr Licht“ und in dem Text „Die Grundlagen wahrer Theosophie“, der 1921 in den Magischen Blättern des Jakob-Böhme-Bundes veröffentlicht wurde und den wir in dieser Ausgabe der Magischen Blätter aufs neue veröffentlichen, zu diesem Phänomen kritisch und grundlegend Stellung genommen. In „Mehr Licht“ schreibt er:

„Die von ihr verkündeten Lehren sind ein Mixtum compositum der heterogensten Vorstellungen aller Zeiten und Völker, vermehrt durch persönliche Zutaten der Herausgeberin und ihrer äußerlich helfenden englischen und anderen westlichen Freunde, und haben mit *wahrer* „Theosophie“, so wie das Wort seit manchem Jahrhundert verstanden wurde, seit es durch den Apostel Paulus Verbreitung fand, so wenig

gemeinsam, dass es eine Begriffsfälschung darstellt, sie mit diesem Namen zu bezeichnen. Echte „Theosophie“ vermag es wohl, sich in die *verschiedensten* religiösen Gewänder zu hüllen, aber niemals kann ein zusammengeflickter Mantel aus den Überresten der Priestergewänder aller Religionen seinen Träger mit „Theo-Sophia“: – mit Gottes-Wissen oder Gottes-Erkennen – begaben. Man mag *Lao-tse*, die großen indischen und tibetischen Religionslehrer, den Apostel *Paulus* und den Verfasser des „*Johannes*“-*Evangeliums* ebenso als Verkünder wahrer „Theosophie“ bezeichnen, wie die weisheitstrunkenen echten alten moslimischen „Sufi“ im alten Persien, oder den „letzten indischen Propheten“ *Ramakerischna*, – die mystischen Philosophen *Tauler* und *Meister Eckhard*, oder den noch lange nicht verstandenen geistig erbheimischen *Jakob Böhme*, – aber es geht nicht an, die Niederschläge der okkulten Besessenheit, die in der „Geheimlehre“ der Frau *Blavatskij* vorliegen, als „Theosophie“ zu deklarieren.“⁵

In den kommenden Heften der Magischen Blätter werden wir einige ausgewählte Texte der theosophischen Überlieferung der Weltkulturen präsentieren, denn das Licht, das in ihnen leuchtet, ist überzeitlich und rein. Wir bedürfen dieses Lichts, mehr denn je.

Wir sind der Überzeugung, dass die gesellschaftlichen, politischen und ökologischen Krisen der pandemischen, weltzerstörenden Gegenwart als Symptom einer fundamentalen Krise des hybrid gewordenen mental-rationalen Bewusstseins zu begreifen sind, das seine Verbindung zur Transzendenz fast vollkommen verloren hat. Bô Yin Râ schreibt vor 100 Jahren:

„Wenn es den Menschen der westlichen Welt in ihrer Gesamtheit einmal möglich würde, die mancherlei Narkosen abzuschütteln, die ihnen jede dauernde, klare Selbstbesinnung rauben, dann müßte ein Schauer des Entsetzens sie ergreifen bei der Erkenntnis der grauenvollen Finsternis, die sie umgibt in Bezug auf geistiges Wissen.“⁶

Aber schon im XX. Jahrhundert sind die Zeichen einer sich für das Geistige öffnenden Bewusstseinswandlung unübersehbar. Sie vollzieht sich – wie immer – in einzelnen Menschen, überall auf dem Planeten. Diesem Erwachen zu einer neuen, geistigen Wahrnehmung der Welt, des Kosmos und des Menschen wollen wir mit ausgewählten theosophischen Texten und ihren Stimmen aus der Zeitlosigkeit Anregung und Nahrung bieten.

Wir sind der Überzeugung, dass der immer öfter beschworene „nächste Schritt in der Evolution des Menschen“ nicht zu einer transhumanistischen Verschmelzung von Mensch und Maschine führen wird, sondern zu einer neuen Begegnung des Menschen mit sich selbst und den Tiefen seiner Seele und seines Geistes.

Wir schöpfen bei der Auswahl theosophischer Texte aus verschiedensten, nicht nur christlichen Quellen und beginnen in dieser Ausgabe der Magischen Blätter mit 10 Gebeten des französischen Theosophen Louis Claude de Saint Martin, in dessen Wirken die geistige Begegnung mit der Weisheitslehre Jacob Böhmes eine wesentliche Rolle spielt.

*

Zehn Gebete

von Louis Claude de Saint-Martin

ERSTES GEBET

Ewige Quelle von allem

Ewige Quelle von allem, was ist, Du, der Du den Unwahrhaftigen Geister des Irrtums und der Finsternis sendest, die sie von Deiner Liebe trennen, sende dem, der Dich sucht, einen Geist der Wahrheit, der ihn für immer mit Dir vereint. Möge das Feuer dieses Geistes alle Spuren des alten Menschen verzehren und, nachdem es sie verzehrt hat, aus dieser Asche einen neuen Menschen hervorbringen, auf den Deine heilige Hand es nicht verschmähen wird, heiliges Salböl zu gießen! Sei dies das Ende der Buße und ihrer langen Mühen, und möge Dein Leben, das überall eins ist, mein ganzes Wesen in die Einheit Deines Bildes verwandeln, mein Herz in die Einheit Deiner Liebe, mein Tun in die Einheit der Werke der Gerechtigkeit und mein Denken in die Einheit aller Lichter.

Du erlegst dem Menschen große Opfer auf, nur um ihn dahin zu bringen, alle seine Reichtümer und alle seine Freuden in Dir zu suchen, und Du bringst ihn dazu, alle diese Schätze in Dir zu suchen, nur weil Du weißt, dass sie allein ihn glücklich machen können, denn Du allein besitzt sie, der Du sie hervorgebracht und geschaffen hast. Wahrlich, o Gott meines Lebens, ich kann nirgends anders als in Dir die Wurzel und Verwirklichung meines Wesens finden. Du hast auch gesagt, dass Du allein im Herzen des Menschen Deine Ruhe finden kannst.

Höre also niemals auf, auf mich einzuwirken, damit nicht nur ich lebe, sondern auch Dein Name unter den Völkern bekannt wird. Deine Propheten haben verkündet, dass die Toten Dich nicht preisen können; lass also den Tod niemals in meine Nähe kommen, denn ich brenne darauf, Dich

unsterblich zu preisen; ich brenne vor Verlangen, dass der Ewige Sohn der Wahrheit niemals dem Herzen des Menschen die kleinste Trübung Deines Glanzes oder die geringste Verminderung seiner Fülle vorwerfen muss. Gott meines Lebens, dessen Name alles bewirkt, gib meinem Wesen das zurück, was Du ihm zuerst gegeben hast, und ich werde diesen Namen unter den Völkern verkünden, und sie werden lernen, dass Du allein ihr Gott bist, Du allein ihr wesentliches Leben, wie Du allein das bewegende und treibende Prinzip aller Wesen bist.

Säe Du den Samen Deiner Begierde in die Seele des Menschen, in jene Sphäre, wo niemand mit Dir streiten kann, da Du es bist, der alles ins Dasein gerufen hat. Säe Deinen Willen dort hinein, damit die Seele durch die Kraft Deiner Liebe den Tiefen entrissen wird, die sie festhalten und für immer verschlingen würden. Befreie mich vom Reich der Bilder; zerstreue die Barrieren der ungezügelter Phantasie, die einen unermesslichen Abstand und dicke Finsternis zwischen Deinem lebendigen Licht und mir ausbreiten und mich in ihren Falten begraben.

Zeige mir den heiligen Sinn und das göttliche Siegel, dessen Hüter Du bist; durchdringe das Zentrum meiner Seele mit dem Feuer, das in Dir leuchtet, damit meine Seele mit Dir brennt, bis sie Dein unaussprechliches Leben und die unerschöpflichen Wonnen Deines ewigen Daseins kennt. Zu schwach, um das Gewicht Deines Namens zu ertragen, überlasse ich es Deinen Händen, sein vollständiges Heiligtum zu errichten und seine ersten Fundamente in den Tiefen der Seele zu legen, die Du mir als Fackel gegeben hast, um den Völkern Licht zu zeigen, damit sie nicht mehr in der Finsternis wohnen. Dank sei Dir, Gott des Friedens und der Liebe! Dank sei Dir, weil Du an mich gedacht und nicht gewollt hast, dass meine Seele Mangel leidet, damit Deine Feinde nicht sagen, dass der Vater seine Kinder verstoße oder nicht imstande sei, sie zu erlösen.

ZWEITES GEBET

Ich will mich Dir nähern

Ich will mich Dir nähern, Du Gott meines Wesens; ich will mich Dir nähern, so unrein, wie ich bin; ich will mich vertrauensvoll vor Dir zeigen; ich will zu Dir kommen im Namen Deines ewigen Daseins, im Namen meines Lebens, im Namen Deines heiligen Bundes mit den Menschen. Dieses dreifache Opfer soll für Dich ein annehmbares Opfer sein, auf das Dein Geist sein göttliches Feuer herabsenden wird, um es zu verzehren und zu Deiner heiligen Wohnstätte zu bringen, ganz aufgeladen und erfüllt mit den Wünschen einer bedürftigen Seele, die nur nach Dir seufzt.

Herr, Herr, wann werde ich Dich in den Abgrund meiner Seele jenes tröstliche und lebendige Wort einsprechen hören, das den Menschen bei seinem Namen anruft und seine Aufnahme in das himmlische Heer verkündet – und Deinen Willen, dass er zu Deinen Dienern gezählt wird? Durch die Kraft dieses heiligen Wortes werde ich mich im Nu von den ewigen Monumenten Deiner Macht und Liebe umgeben finden, mit denen ich kühn gegen Deine Feinde vorrücken werde, und sie werden vor den schrecklichen Blitzen fliehen, die von Deinem siegreichen Wort ausgehen. Ach, o Herr, soll ein Mensch des Elends und der Finsternis solch hohe Bestrebungen, solch stolze Hoffnungen hegen? Muss er, statt den Feind zu erschlagen, nicht nur einen Schutz vor ihren Schlägen suchen?

Nicht mehr mit glänzenden Waffen ausgestattet, ist er nicht als ein verachtenswertes Objekt zu Tränen der Schande und Schmach in den Dickichten seines Rückzugs reduziert, unfähig, sich vor dem Tag zu zeigen? Ist er nicht dazu verdammt, anstelle der triumphalen Hymnen, die ihm einst bei seinen Eroberungen folgten, nur noch unter Seufzern und Stöhnen gehört zu werden? Gewähre mir wenigstens eine Gnade, o Herr, dass, wenn Du mein Herz und meine Intentionen durchsuchst, Du sie niemals ohne Dein Lob und

Deine Liebe finden wirst. Ich fühle und möchte unaufhörlich fühlen, dass alle Zeit zu Deiner Liebe genügt, dass, um dieses heilige Werk in einer Weise zu vollbringen, die Deiner würdig ist, mein ganzes Wesen von Deiner Ewigkeit besessen und bewegt werden muss.

Gewähre mir, o Gott allen Lebens und aller Liebe, dass meine Seele ihre Schwäche mit Deiner Kraft stärke; erlaube ihr, einen heiligen Bund mit Dir einzugehen, durch den ich vor meinen Feinden unbesiegbar sein werde, der mich durch die Wünsche meines und Deines Herzens so an Dich bindet, dass Du mich immer wirkend für Deinen Dienst und Deine Ehre finden wirst, wie Du, o Herr, für meine Befreiung und Seligkeit tätig bist.

DRITTES GEBET

Bräutigam meiner Seele

Bräutigam meiner Seele, durch den sie das Verlangen nach Weisheit empfangen hat, hilf mir, diesen vielgeliebten Sohn zu gebären, den ich nie genug lieben kann. Sobald er das Licht erblickt, tauche ihn in das reine Taufwasser Deines lebensspendenden Geistes, und er möge für immer zu den treuen Gliedern der Kirche des Allerhöchsten gezählt werden. Wie eine zärtliche Mutter nimmst Du ihn in Deine Arme, bis seine schwachen Glieder Kraft zum Stützen haben, und schützt ihn vor allem, was schädlich ist.

Bräutigam meiner Seele! Unbekannt, außer bei den Demütigen, huldige ich Deiner Macht, und ich möchte diesen Sohn der Liebe, den Du mir gegeben hast, keinen anderen Händen als den Deinen anvertrauen. Ernähre Du ihn selbst, wache über seine frühen Schritte, unterweise ihn, wenn er heranwächst, in der Ehre, die er seinem Vater schuldet, damit seine Tage auf Erden lang sind; inspiriere ihn mit Respekt und Liebe für die Macht und die Tugenden dessen, der ihm das Sein gegeben hat.

Bräutigam meiner Seele! Inspiriere auch mich, mich

zuerst, dieses kostbare Kind unaufhörlich mit geistiger Milch zu nähren, die Du selbst in meiner Brust gebildet hast. Möge ich in meinem Sohn immer das Ebenbild seines Vaters sehen, in seinem Vater das Ebenbild meines Sohnes und all derer, die Du durch den ununterbrochenen Lauf der Ewigkeiten in mir hervorbringen magst.

Bräutigam meiner Seele, der nur den Geheiligten bekannt ist, sei Du zugleich Mentor und Vorbild dieses Kindes Deines Geistes, damit seine Werke und sein Beispiel zu allen Zeiten und an allen Orten seinen himmlischen Ursprung verkünden können. Setze Du auch endlich die Krone der Herrlichkeit auf sein Haupt, und er soll ein ewiges Denkmal vor den Völkern der Majestät Deines Namens sein.

Bräutigam meiner Seele, das sind die Wonnen, die Du denen bereitest, die Dich lieben und die Vereinigung mit Dir suchen. Verderbe auf ewig, wer mich verführen will, unseren heiligen Bund zu brechen! Vergehe auf ewig, wer mich überreden will, einen anderen Gatten vorzuziehen!

Bräutigam meiner Seele, nimm mich zu Deinem eigenen Kinde, lass mich eins sein mit ihm in Deinen Augen und gieße über uns beide alle Gnaden, die wir nicht beide von Deiner Liebe empfangen können. Ich kann nicht mehr leben, wenn meine Stimme und die Stimme meines Sohnes sich nicht vereinigen dürfen zur ewigen Feier Deines Lobes in Gesängen, wie unerschöpfliche Ströme, die immer durch die Erkenntnis Deiner Wunder und Deiner unaussprechlichen Macht hervorgebracht werden.

VIERTES GEBET

Wie sollte ich es wagen

Wie sollte ich es wagen, o Herr, auch nur einen Augenblick lang auf mich selbst zu blicken, ohne vor dem Schrecken meines Elends zu erzittern! Ich lebe inmitten meiner eigenen Missetaten, der Frucht aller möglichen Ausschweifungen, die mir wie ein Gewand geworden sind; ich habe gegen alle meine

Gesetze verstoßen, ich habe meine Seele missbraucht, ich habe meinen Körper missbraucht; ich habe alle Gnaden, die Deine Liebe fortwährend über Dein undankbares und treuloses Geschöpf ausschüttet, ins Unrecht gesetzt und tue es täglich.

Dir sollte ich alles opfern und der Zeit nichts geben, die in Deinen Augen wie ein Götze ist, leer von Leben und Verstand; doch ich gebe alles der Zeit und nichts Dir. So stürze ich mich im Voraus in den Abgrund der Verwirrung und gebe mich der Götzenanbetung hin, wo Dein Name nicht bekannt ist. Ich habe gehandelt wie die Sinnlosen und Unwissenden dieser Welt, die all ihre Anstrengungen aufwenden, um die gefürchteten Gesetze der Gerechtigkeit aufzuheben und diesen Ort der Bewährung in ihren Augen nicht mehr zu einem Ort der Mühsal und des Leidens zu machen. Gott des Friedens und Gott der Wahrheit, wenn das Bekenntnis meiner Fehler zu ihrer Vergebung nicht ausreicht, so gedenke dessen, der sie auf sich genommen hat und sie im Blut seines Leibes, seiner Seele und seiner Liebe gewaschen hat. Wie das Feuer, das alles Materielle und Unreine verzehrt, wie dieses Feuer, das sein Ebenbild ist, kehrt er zu Dir zurück, frei von allen Flecken der Erde.

In Ihm und durch Ihn allein kann das Werk meiner Läuterung und Wiedergeburt erfüllt werden. In Ihm allein kann Deine heilige Majestät es ertragen, den Menschen zu betrachten, durch den Du auch unsere Heilung und unsere Rettung willst. Indem Du mit den Augen Seiner alles reinigenden Liebe schaust, siehst Du nicht mehr irgendeine Missgestalt im Menschen, sondern nur noch jenen göttlichen Funken, der Deinem eigenen Ebenbild entspricht, den Deine heilige Glut unaufhörlich zu sich zieht, als eine Eigenschaft Deiner göttlichen Quelle. O Herr, Du kannst nur das betrachten, was wahr und rein ist wie Du selbst; das Böse liegt außerhalb der Reichweite Deines erhabenen Blicks, und daher ist der böse Mensch wie einer, dessen Du nicht mehr gedenkst, den Deine Augen nicht fixieren können, da er keine Entsprechung mehr mit Dir hat.

In diesem Abgrund des Grauens habe ich es dennoch gewagt, zu verweilen; es gibt keinen anderen Ort für den Menschen, der nicht in den Abgrund Deines Erbarmens eingetaucht ist. Doch kaum wendet er sein Herz und seine Augen von den Tiefen der Ungerechtigkeit ab, findet er sich in jenem Ozean der Barmherzigkeit wieder, der alle Deine Geschöpfe umschließt. So will ich mich in meiner Scham und im Gefühl meines Elends vor Dir beugen; das Feuer meines Leidens soll in mir den Abgrund meiner Sündhaftigkeit austrocknen, und es soll für mich nur das ewige Reich Deiner Barmherzigkeit bleiben.

FÜNFTES GEBET

Nimm meinen Willen zurück

Nimm meinen Willen zurück, o Herr, nimm meinen Willen zurück; denn wenn ich ihn einen Augenblick vor Dir zurückhalten kann, werden sich die Ströme Deines Lebens und Lichtes, die nichts haben, was ihnen widersteht, gewaltig in mich ergießen. Hilf mir, die leidvollen Schranken niederzureißen, die mich von Dir trennen; rüste mich gegen mich selbst; triumphiere in mir über alle Deine und meine Feinde, indem Du meinen Willen unterwirfst. O ewiges Prinzip aller Freude und aller Wahrheit, wann werde ich so erneuert sein, dass ich mir meiner selbst nicht mehr bewusst bin, außer in der dauernden Liebe Deines ausschließlichen und belebenden Willens?

Wann wird mir jede Art von Entbehrung als Gewinn und Vorteil erscheinen, indem sie mich vor aller Knechtschaft bewahrt und mir reichliche Mittel lässt, mich an die Freiheit Deines Geistes und Deiner Weisheit zu binden? Wann werden mir Übel als von Dir gewährte Gunst erscheinen, als so viele Gelegenheiten zum Sieg, so viele Gelegenheiten, aus Deiner Hand die Kronen der Herrlichkeit zu empfangen, die Du an alle verteilst, die in Deinem Namen kämpfen? Wann werden mir alle Vorteile und Freuden dieses Lebens als so viele

Schlingen erscheinen, die der Feind unaufhörlich legt, um in unserem Herzen einen Gott der Lüge und der Verführung zu errichten anstelle des Gottes des Friedens und der Wahrheit, der dort für immer herrschen sollte? Wann wird mich schließlich der heilige Eifer Deiner Liebe und die Glut meiner Vereinigung mit Dir dazu bringen, mit Freuden auf mein Leben, mein Glück zu verzichten, auf alle Neigungen, die diesem einzigen Zweck Deines Geschöpfes Mensch fremd sind, das Du so sehr liebst, dass Du Dich ganz für es hingegeben hast, damit es sich an Deinem Beispiel entflammt?

Ich weiß, o Herr, dass derjenige, der nicht von dieser heiligen Verehrung ergriffen ist, Deiner nicht würdig ist und noch nicht den ersten Schritt auf Deinem Weg getan hat. Die Erkenntnis Deines Willens und das Bestreben der Gläubigen, keinen Augenblick davon abzuweichen, ist der einzige, der wahre Ruheplatz für die Seele des Menschen; er kann ihn nicht betreten, ohne sogleich von Entzücken erfüllt zu sein, als würde sein ganzes Wesen in allen seinen Fähigkeiten durch die Quellen Deines eigenen Lebens erneuert und belebt, noch kann er sich davon zurückziehen, ohne sich sogleich allen Schrecken der Ungewissheit, der Gefahr und des Todes preisgegeben zu sehen.

Eile, Gott des Trostes, eile, Gott der Kraft, meinem Herzen eine jener reinen Bewegungen Deines heiligen und unbesiegbaren Willens zu vermitteln! Eine einzige ist nötig, um die Herrschaft Deiner Ewigkeit zu errichten und allen fremden Willen, der sich in meiner Seele, meinem Geist und meinem Körper zum Kampf gegen sie vereint, beständig und allgemein zu widerstehen. Dann werde ich mich meinem Gott im süßen Überschwang meines Glaubens hingeben, dann werde ich seine wunderbaren Werke verkünden. Die Menschen sind nicht würdig, Deine Wunder zu sehen oder die Süße Deiner Weisheit, die Tiefe Deiner Ratschläge zu betrachten; und ich, das gemeine Insekt, das ich bin, kann ich es überhaupt wagen, sie zu nennen, die nur Heimsuchungen der Gerechtigkeit und des Zorns verdienen? Herr, Herr, möge der Stern Ja-

cobs für einen Augenblick auf mir ruhen, möge Dein heiliges Licht in meinen Gedanken entzündet werden und Dein Wille in meinem Herzen am reinsten sein!

SECHSTES GEBET

Höre, meine Seele

Höre, meine Seele, höre, und sei getröstet in deiner Not! Es gibt einen mächtigen Gott, der es versteht, alle deine Wunden zu heilen. Er allein hat diese höchste Macht, und er übt sie nur gegenüber denen aus, die anerkennen, dass Er sie besitzt und ihr treuer Verwalter ist. Tritt nicht verkleidet vor Ihn, wie die Frau Jerobeams, die der Prophet mit Vorwürfen überhäufte; komm vielmehr mit der Demut und dem Vertrauen, die aus der Erkenntnis deiner schrecklichen Gebrechen und der Allmacht erwachsen sollten, die den Tod des Sünders nicht will, da Er es ist, der die Seelen geschaffen hat.

Lass die Zeit ihr Gesetz über dich in allen Dingen der Zeit erfüllen; beschleunige dein Werk nicht durch Unordnung; verzögere es nicht durch falsche Wünsche und eitle Spekulationen, das Erbe des Narren. Sorge dich allein um deine innere Heilung, deine geistige Befreiung, sammle mit Sorgfalt die spärlichen Kräfte, die jede zeitliche Periode in dir entwickelt; nutze diese geheimen Bewegungen des Lebens, um dich täglich dem zu nähern, der dich schon in seiner Brust besitzen möchte, und teile mit dir die süße Freiheit eines Wesens, das den vollen Gebrauch aller seiner Fähigkeiten genießt, ohne jemals auf ein Hindernis zu stoßen. Wenn dich diese glückliche Ekstase ergreift, erhebe dich auf deinem Lager des Kummers und rufe zu diesem Gott der Barmherzigkeit und Allmacht: Herr, willst Du dieses frühere Bild von Dir, das die Zeitalter zwar unter ihrem Staub begraben haben, aber nie auslöschen konnten, in Knechtschaft und Schande schmachten lassen? Es wagte, Dich in jenen Tagen, als es im Glanz Deiner Herrlichkeit wohnte, zu verkennen.

Du brauchtest nur das Auge Deiner Ewigkeit zu schlie-

ßen, und es wurde von diesem Augenblick an in die Finsternis gestürzt, wie in die Tiefen des Abgrunds. Seit diesem beklagenswerten Fehltritt ist sie zum täglichen Spott aller ihrer Feinde geworden, die sich nicht damit begnügten, sie mit Spott zu überziehen, sondern sie mit ihren Giften füllten, sie mit Ketten beluden, so dass sie sich nicht mehr wehren konnte und eine leichtere Beute für ihre Giftpfeile wurde. Herr, Herr, ist es an dieser langen und erniedrigenden Prüfung nicht genug, damit der Mensch Deine Gerechtigkeit erkennt und Deiner Macht huldigt? Hat diese infizierte Masse der Verachtung ihres Feindes nicht lange genug das Bild von Dir entkräftet, um ihm die Augen zu öffnen und ihn von seinen Illusionen zu überzeugen? Fürchtest Du nicht, dass diese zersetzenden Substanzen am Ende sein Abbild völlig auslöschen und bis zur Unkenntlichkeit zerstören könnten?

Die Feinde Deines Lichtes und Deiner Weisheit würden es nicht unterlassen, diese lange Kette meiner Erniedrigungen mit Deiner Ewigkeit selbst zu verwechseln; sie würden glauben, ihre Herrschaft des Schreckens und der Unordnung sei der einzige Sitz der Wahrheit; sie würden sich als Sieger über Dich und als Besitzer Deines Reiches ausgeben. Erlaube daher nicht länger, o Gott des Eifers und der Eifersucht, die Entweihung Deines Bildes; die Sehnsucht nach Deiner Herrlichkeit erfüllt mich mehr als jede Sehnsucht nach meinem Glück außerhalb dieser Deiner Herrlichkeit. Erhebe Dich auf Deinen unsterblichen Thron, den Thron Deiner Weisheit, der mit den Wundern Deiner Macht erstrahlt; betrete für einen Augenblick jenen heiligen Weinberg, den Du von Ewigkeit her gepflanzt hast; Pflücke nur eine der belebenden Trauben, die er unaufhörlich hervorbringt; lass den heiligen und erneuernden Saft über meine Lippen fließen; er wird meine ausgetrocknete Zunge befeuchten, er wird in mein Herz eindringen, er wird ihm sowohl Freude als auch Leben bringen, er wird alle meine Glieder durchdringen und sie stark und gesund machen.

Dann werde ich schnell, beweglich und kräftig sein, wie an jenem ersten Tag, als ich aus Deinen Händen hervor-

ging: Dann werden Deine Feinde, die in ihren Hoffnungen enttäuscht wurden, vor Scham erröten und vor Furcht und Wut zittern, wenn sie sehen, dass ihr Widerstand gegen Dich vergeblich war und mein erhabenes Schicksal trotz ihrer dreisten und hartnäckigen Bemühungen vollendet wurde. So höre denn, o meine Seele, höre und sei getröstet in deiner Not! Ein mächtiger Gott ist da, der deine Wunden heilen wird.

SIEBTES GEBET

Ich trete vor die Tore des Tempels

Ich trete vor die Tore des Tempels meines Gottes, und ich werde dieses bescheidene Asyl der Bedürftigen nicht verlassen, bis ich mein tägliches Brot vom Vater meines Lebens erhalten habe. Seht das Geheimnis dieses Brotes! Ich habe davon gekostet, und ich will seine Süße den ungeborenen Völkern verkünden. Der ewige Gott der Wesen, der heilige Titel dessen, der Fleisch geworden ist, damit er den sichtbaren und unsichtbaren Völkern offenbart werde, der Geist dessen, vor dessen Namen sich jedes Knie beugen soll, im Himmel, auf Erden und in der Hölle, das sind die drei unsterblichen Elemente, aus denen dieses tägliche Brot besteht. Es vermehrt sich unaufhörlich, wie die Unzahl der Wesen, die sich davon nähren, und, wie groß auch ihre Zahl sein mag, sie können niemals seine Fülle vermindern.

Sie hat in mir die ewigen Keime meines Lebens entwickelt und sie befähigt, in meinen Adern den heiligen Saft meiner ursprünglichen und göttlichen Wurzeln zirkulieren zu lassen. Die vier Elemente, aus denen sie besteht, haben Dunkelheit und Verwirrung aus dem Chaos meines Herzens vertrieben; sie haben ihm das lebendige und heilige Licht zurückgegeben; ihre schöpferische Kraft hat mich in ein neues Wesen verwandelt, und ich bin zum Hüter und Verwalter ihrer heiligen Zeichen und lebensspendenden Zeichen geworden. Deshalb habe ich mich als sein Engel und Diener in allen Gegenden gezeigt, um die Herrlichkeit dessen bekannt zu ma-

chen, der die Menschen erwählt hat; ich habe das ganze Werk seiner Hände überprüft und an jeden von ihnen die Zeichen und Charaktere verteilt, die er mir aufgeprägt hat, damit sie auf sie übertragen werden und um die Eigenschaften und Kräfte zu bestätigen, die sie erhalten haben.

Aber mein Dienst hat sich nicht darauf beschränkt, an den eigentlichen Werken der ewigen Weisheit zu arbeiten; ich habe mich dem genähert, was verunstaltet war, und habe auf diese Früchte der Unordnung die Zeichen der Gerechtigkeit und Rache gesetzt, die den geheimen Kräften meiner Wahl anhaften; Diejenigen, die ich der Verderbnis entreißen konnte, habe ich dem höchsten Gott als Opfer dargebracht, und ich habe meinen Weihrauch aus den reinen Lobpreisungen meines Verstandes und meines Herzens komponiert, damit alles, was lebt, bekennt, dass die Huldigung, der Ruhm, die Ehre diesem einzigen höchsten Gott als der Quelle der Macht und der Gerechtigkeit gebührt. Ich habe im Rausch meiner Liebe ausgerufen: Gesegnet sei der Mensch, weil Du ihn zum Sitz Deiner Autorität und zum Diener Deiner Herrlichkeit im Universum erwählt hast. Gesegnet ist der Mensch, weil Du ihm erlaubt hast, bis in die Tiefen seines Wesens das durchdringende Wirken Deines göttlichen Lebens zu spüren. Gesegnet ist der Mensch, weil er es wagen darf, Dir ein Dankopfer darzubringen, das in der unaussprechlichen Empfindung aller Begierden Deiner heiligen Unendlichkeit begründet ist.

Mächte der materiellen Welt! Mächte des physischen Universums! Nicht so hat Gott euch behandelt! Er hat euch zu den einfachen Vertretern seiner Gesetze und zu den Kräften gemacht, die für die Erfüllung seiner Pläne wirken. Damit gibt es kein anderes Wesen in der Natur, das Ihm nicht in Seinem Werk zur Seite steht und an der Ausführung Seiner Pläne mitwirkt. Aber Er ist euch nicht als der Gott des Friedens und der Liebe bekannt gemacht worden; in dem Augenblick, als Er euch ins Leben rief, wurdet ihr durch die Folgen der Rebellion gestört, da Er den Menschen dazu bestimmte, euch zu unterwerfen und zu regieren. Noch weniger, ihr verkehrten

und verderbten Mächte, hat Er euch die Gunst erwiesen, mit der Er den Menschen zu überhäufen geruht hat. Ihr habt es versäumt, die zu bewahren, die euch aufgrund eurer Herkunft gewährt wurden; ihr habt von einem besseren Los und einem herrlicheren Vorrecht geträumt, als die Objekte Seiner Zärtlichkeit zu sein, und von diesem Moment an habt ihr es nur verdient, die Opfer Seiner Gerechtigkeit zu sein. Dem Menschen allein hat Er die Schätze Seiner Weisheit anvertraut; auf dieses Wesen nach Seinem eigenen Herzen hat Er all Seine Zuneigung und all Seine Kräfte gerichtet.

Allmächtiger Schöpfer meines Geistes, meiner Seele und meines Herzens! Sei Du gesegnet für immer und an allen Orten, weil Du dem Menschen, Deinem undankbaren und verbrecherischen Geschöpf, erlaubt hast, diese erhabenen Wahrheiten wiederzuerlangen. Hätte die Erinnerung an Deinen alten und heiligen Bund nicht Deine Liebe gebunden, sie wiederherzustellen, wären sie für den Menschen für immer verloren gewesen. Lob und Segen dem, der den Menschen nach Seinem Bilde und nach Seinem Ebenbild geformt hat, der ihn trotz aller Bestrebungen und aller Triumphe der Hölle wieder in seine Herrlichkeit, in die Weisheit und die Seligkeit seines Ursprungs gekleidet hat. Amen.

ACHTES GEBET

Menschen des Friedens

Menschen des Friedens und Menschen des Strebens! Lasst uns gemeinsam und mit heiligem Schauer die Unermesslichkeit der Barmherzigkeit unseres Gottes betrachten. Bekennen wir Ihm gemeinsam, dass alle Gedanken der Menschen, alle ihre reinsten Wünsche, alle ihre geordneten Taten, zusammengenommen, nicht an den kleinsten Akt Seiner Liebe heranreichen können. Wie sollten wir sie also ausdrücken? Denn sie ist auf keine einzelnen Taten oder Zeiten beschränkt, sondern offenbart auf einmal alle ihre Schätze, und das in einer beständigen, universellen und ungehinderten

Weise! Gott der Wahrheit und Gott der Liebe! So handelst Du täglich mit dem Menschen. Inmitten all meiner Verderbtheit und Niedertracht zieht Deine Hand unermüdlich heraus, was von jenen kostbaren und heiligen Elementen übrig ist, aus denen Du mich am Anfang geformt hast. Wie die sparsame Frau im Evangelium, die ihr Licht aufbraucht, um den Groschen wiederzufinden, den sie verloren hat, sind Deine Lampen immer entzündet, immer beugst Du Dich zur Erde, immer hoffst Du, aus dem Staub das reine Gold wiederzufinden, das Deinen Händen entglitten ist.

Menschen des Friedens! Wie sollten wir anders als mit heiligem Schauer das Ausmaß der Barmherzigkeit unseres Gottes betrachten! Wir sind ihm gegenüber tausendmal schuldiger als jene Übeltäter, die mit den Insignien der Schande durch Städte und öffentliche Plätze geschleppt und gezwungen werden, ihre Verbrechen vor den Türen der Tempel und vor den Mächten, denen sie getrotzt haben, laut zu bekennen. Wie sie, und tausendmal verdienter als sie, sollten wir in Schande zu den Füßen aller Mächte der Natur und des Geistes geschleppt werden; wir sollten wie Verbrecher durch alle sichtbaren und unsichtbaren Regionen des Universums vorgeführt werden und in ihrer Gegenwart die schrecklichen und schändlichen Strafen empfangen, die durch unsere entsetzlichen Lügen hervorgerufen werden.

Doch statt strenge, auf Rache sinnende Richter vorzufinden, seht einen ehrwürdigen Monarchen, dessen Augen seine Milde verkünden, dessen Lippen nur für all jene Verzeihung aussprechen, die sich nicht blindlings für schuldlos halten. Weit davon entfernt, zu wollen, dass wir fortan das Gewand der Schande tragen, befiehlt er seinen Dienern, uns unser ursprüngliches Gewand zurückzugeben, uns einen Ring an den Finger und Schuhe an die Füße zu stecken. Für all diese Wohltaten genügt es, wie spätere verlorene Söhne zu bekennen, dass wir im Haus der Fremden nicht das Glück des Vaterhauses gefunden haben. Menschen des Friedens! Sagt, sollen wir nicht mit heiligem Schauer die unendliche Liebe und

Barmherzigkeit unseres Gottes betrachten? Sagt, sollen wir nicht den heiligen Vorsatz fassen, seinen Gesetzen und den wohltätigen Ratschlägen seiner Weisheit ewig treu zu bleiben?

O Gott, unbegreiflich in Deiner Nachsicht und unverständlich in Deiner Liebe, ich kann nur Dich allein lieben; ich will keinen anderen lieben als Dich, der mir so viel vergeben hat. Ich begehre keinen Ort der Ruhe außer im Herzen meines Gottes, der mit seiner Macht alles umschließt, meine Stütze auf allen Seiten, meinen Beistand und meinen Trost. Aus dieser göttlichen Quelle strömen alle Segnungen auf einmal auf mich ein. Er gießt sich selbst in das Herz des Menschen immer und ewig. So bringt er in uns sein eigenes Leben hervor; so legt Er in uns die reinen Strahlen und Essenzen Seines eigenen Wesens an, in denen Er gerne brütet, und sie werden in uns zu den Organen Seiner endlosen Geschlechter. Aus dieser heiligen Schatzkammer lenkt Er durch alle Fähigkeiten unserer Natur freundliche Ausstrahlungen, die ihrerseits ihre Wirkung durch alles, was uns ausmacht, wiederholen, und so werden unsere geistige Tätigkeit, unsere Tugenden, unsere Lichter unaufhörlich vermehrt. Seht, es ist überaus nützlich, Ihm einen Tempel in unseren Herzen zu errichten!

O Menschen des Friedens! O ihr Menschen des Strebens, sagt, sollen wir ohne heiligen Schauer die Weite der Liebe und der Barmherzigkeit und der Kräfte unseres Gottes betrachten?

NEUNTES GEBET

Wie sollte es möglich sein

Wie sollte es möglich sein, o Herr, hier unten die Gesänge der Heiligen Stadt erklingen zu lassen? Können wir inmitten solcher Ströme von Tränen die Hymnen des Jubels anstimmen? Ich erhebe meine Stimme, um sie zu singen, aber ich stoße nur Seufzer und Töne des Schmerzes aus. Ich bin überwältigt von der Dauer meiner Leiden; meine Sünde ist immer vor mir und droht mit dem sofortigen Tod, und die

Kälte ihrer Gifte lässt mein ganzes Wesen erstarren. Schon jetzt ergreift sie meine Glieder; es kommt der Augenblick, wo ich liegen werde wie ein Leichnam, der von Schergen der Verwesung überlassen wird. Doch Du, o Herr, der Du der universale Brunnen alles Seienden bist, bist auch die Quelle der Hoffnung. Wenn dieser Flammenfunke in meinem Herzen nicht schon erloschen ist, so klammere ich mich immer noch an Dich, ich bin immer noch an Dein göttliches Leben gebunden durch jene unsterbliche Hoffnung, die für immer von Deinem Thron ausgeht. Darum wage ich es, aus der Tiefe meines Abgrunds Dich anzuflehen und zu beten, dass die Hand Deiner liebevollen Güte mich heilen möge.

Wie werden die Heilungen des Herrn gewirkt?

Durch demütige Hingabe an den weisen Rat des göttlichen Arztes. Mit Dankbarkeit und brennenden Verlangen muss ich den bitteren Trunk trinken, den Seine Hand mir gibt; mein Wille muss sich mit dem verbinden, der Ihn mir gegenüber beseelt; die Dauer und die Leiden der Behandlung dürfen mich nicht dazu bringen, das Gute abzulehnen, das der Höchste Urheber alles Guten in mir zu wirken sucht. Er ist durchdrungen von der Empfindung meiner Leiden, und ich muss nur selbst mit durch das Gefühl seines liebenden Interesses entzündet werden; dann wird mir der Kelch des Heils wohltun; dann wird meine Zunge gestärkt werden, um die Gesänge der Heiligen Stadt zu singen.

Herr, mit welchem Hymnus soll ich beginnen? Mit einem zu Seiner Ehre und Herrlichkeit, der mich geheilt und meine Erlösung bewirkt hat. Vom Aufgang der Sonne bis zu ihrem Untergang will ich diesen Lobgesang über die ganze Erde singen, nicht nur, um die Macht und die Liebe meines Befreiers zu feiern, sondern um allen suchenden Seelen und der ganzen menschlichen Familie das sichere und wirksame Mittel zur Wiedererlangung von Gesundheit und Leben für immer mitzuteilen. Ich will sie dadurch lehren, wie der Geist der Weisheit und der Wahrheit in ihren eigenen Herzen wohnen und sie auf allen ihren Wegen leiten kann. Amen.

ZEHNTES GEBET

Meine Seele, hast du die Kraft

Meine Seele, hast du die Kraft, die Ungeheuerlichkeit der Schuld zu betrachten, die der gefallene Mensch gegenüber der Gottheit eingegangen ist? Wenn du Kraft für das Verbrechen gefunden hast, hast du guten Grund, es in all seinem Schrecken zu betrachten. Denke an den Weinberg des Herrn; denke daran, dass der Mensch ihn pflegen sollte; stelle dir den Reichtum der Ernte vor, die er unter seiner Obhut hervorbringen sollte; denke daran, wie alle Geschöpfe unter dem Himmel ihren Unterhalt von seiner Bewirtschaftung durch dich erwarten, dass der Weinberg des Herrn in gleicher Weise deine Hände erwartet, dass sie ihn schön machen, dass der Herr selbst von deiner Treue und Wachheit all das Lob und die Herrlichkeit erwartet, die aus der Erfüllung seiner Vorhaben erwachsen sollten. Aber du bist gefallen; die Herrschaft des Feindes ist über dich gekommen; du hast den Boden des Herrn unfruchtbar gemacht, seine Bewohner in Not gebracht und Gottes Herz mit Traurigkeit erfüllt. Du hast die Quelle der Weisheit und Fruchtbarkeit in dieser niederen Welt ausgetrocknet, und noch immer hinderst du täglich die Offenbarung des Herrn. Bedenke das Ausmaß deiner Schuld und die Unmöglichkeit ihrer Begleichung.

Seit dem Augenblick deiner Untreue sind die Früchte eines jeden Jahres geschuldet, der Lohn aller Stunden, die seit jener verhängnisvollen Stunde vergangen sind. Wo ist das Wesen, das dich vor jener ewigen Gerechtigkeit freisprechen wird, deren Urteil nicht aufgehoben werden kann, deren Wille in Erfüllung gehen muss? Hierin, o höchster Gott, zeigen sich die Ströme Deiner Barmherzigkeit und der unerschöpfliche Reichtum Deiner ewigen Reichtümer. Dein Herz ist offen für Dein unglückliches Geschöpf: nicht nur seine Schulden sind getilgt, sondern es bleibt ein Übermaß übrig, mit dem es die Bedürftigen versorgen kann. Du hast Dein Wort selbst dazu bestimmt, den Weinberg des Menschen zu bebauen: Das hei-

lige Wort, dessen Seele die Liebe ist, ist auf diesen wüsten Ort herabgestiegen; das Feuer seiner Rede hat alle schmarotzenden und giftigen Pflanzen, die ihn erstickten, verzehrt; Er hat an ihrer Stelle den Samen des Baumes des Lebens gesät; Er hat heilende Quellen erschlossen, und er wurde von lebendigen Wassern befeuchtet; Er hat den Tieren der Erde Kraft gegeben, den Vögeln des Himmels Flügel, den Sternenfackeln Licht und jedem Geist, der in der Sphäre des Menschen wohnt, Klang und Sprache.

Der Seele des Menschen selbst hat Er jene Liebe wiedergegeben, deren Quelle Er allein ist und die Sein heiliges und wunderbares Opfer inspiriert hat. Ewiger Gott allen Lobes und aller Gnade, nur ein einziges Wesen, Dein göttlicher Sohn, konnte so unsere Verwirrungen beheben und uns vor Deiner Gerechtigkeit freisprechen. Allein das schöpferische Wesen konnte das, was wir verschleudert haben, wiederherstellen, denn es bedurfte einer neuen Schöpfung. Wenn ihr also, o Allgewalten, danach strebt, Seinen Lobgesang anzustimmen, der euch wieder in eure Rechte eingesetzt und eure Kraft erneuert hat, welchen Dank bin ich dann nicht schuldig, da er selbst zum Unterpfand meiner Schulden gegenüber euch und allen meinen Brüdern geworden ist und sie alle beglichen hat? Von der reumütigen Frau wurde gesagt, dass ihr viel vergeben wurde, weil sie viel geliebt hatte. Aber dem Menschen ist alles erlassen worden, nicht nur vor seiner Umkehr, sondern während er in die Abgründe der Undankbarkeit versunken war. O Menschen! O Brüder! Geben wir uns ganz und gar dem hin, der uns zuerst alles vergeben hat.

Jede der Bewegungen Gottes ist universal und manifestiert sich in jedem Universum. Wie dieser höchste Gott, so sei die Bewegung der Liebe universal in unserer ganzen Natur und vereine alle Eigenschaften, die uns ausmachen. Amen.

Nach der englischen Übertragung von A. E. Waite übersetzt von nootheater

Die Grundlagen wahrer Theosophie

von Bô Yin Râ

Wenn ich hier von neuem wieder zu den Lesern dieser von mir stets hoch geschätzten, vornehmen theosophischen Zeitschrift spreche, so geschieht dies auf den *Wunsch* sehr vieler dieser Leser hin, den mir der verdienstvolle Herausgeber zu übermitteln die Güte hatte.

Ich komme heute gerne diesem Wunsche nach, schon um gewisse Legendenbildungen aus der Welt zu schaffen, die in mehr oder weniger gehässiger Weise einen Gegensatz zwischen mir und dem Herausgeber der «Theosophie» zu konstruieren unternahmen, besonders da meine letzten Veröffentlichungen ausschließlich in den «Magischen Blättern» erschienen.

Wie falsch diese Annahme einer Gegnerschaft ist, dürfte schon daraus erhellen, daß das «*Theosophische Verlags- haus*» die alleinige Auslieferungsstelle der «Magischen Blätter» ist, und daß die Herausgeber beider Zeitschriften, Herr Dr. *Hugo Volkrath* und Herr Dr. *Richard Hummel*, im denkbar besten, freundlichen Einvernehmen stehen, ein jeder auf seine Weise durchdrungen von den hohen geistigen Zielen, denen er in mühevoller Geistesarbeit dient. –

Nach *anderer* Seite hin glaube ich aber auch jetzt deutlich genug ausgesprochen zu haben, daß ich zwar keineswegs von der «Theosophischen Gesellschaft» *berkomme*, daß ich gegen manche unter ihren Mitgliedern verbreitete Lehre sehr begründete Einwände erheben muß, daß ich aber gewiß nicht hier als feindlicher Eindringling zu betrachten bin, sondern warmen Herzens das meinige dazu beitragen möchte, damit jedes einzelne Mitglied dieser Gesellschaft das hohe Ziel *erreiche*, das es letzten Endes doch durch den Anschluß an die «Theosophische Gesellschaft» zu erreichen *hofft*.

So möchte ich denn als freundschaftlicher Berater vor den Leserkreis dieser weit verbreiteten Zeitschrift treten, nicht

um Meinungsverschiedenheiten und Dispute zu veranlassen, sondern um die großgedachten *Einigungsbestrebungen* des Herausgebers auch meinerseits zu stützen, um aus den Möglichkeiten *meiner* geistigen Einschau her, auf *jene* Dinge hinzuweisen, die mir für ein gedeihliches und fruchtbringendes *Leben* der «Theosophischen Gesellschaft» wichtig erscheinen.

Ich habe hier lediglich die «Theosophische Gesellschaft» im Auge, *wie sie heute besteht*, als eine *Tempelvereinigung* großen Stiles, eine Sammelstätte zum Geiste strebender Menschen unserer Tage, ganz so, wie sie vom «*Theosophischen Hauptquartier*» in Leipzig, dem Ausgangspunkt dieser Zeitschrift, aufgefaßt und vertreten wird.

Aller Personenkultus scheidet bei den Aufgaben dieser, wie ich annehmen darf in bester Reorganisation begriffenen Gesellschaft ebenso aus, wie jede enge Dogmenbindung, und ihr Streben ist einzig darauf gerichtet, jedem ihrer Mitglieder alle Wege zu zeigen, die der Seele als *Wege zum Geiste* erschienen und noch erscheinen, und wenn ich die Leitung dieser Zeitschrift richtig verstehe, dann erwartet sie von ihren Lesern ausreichende Fähigkeit zu *eigener* Urteilsbildung und schließt jede Bevormundung ihrer Leser grundsätzlich aus.

Wer wollte bezweifeln, daß auf diese Weise unendlich viel Gutes gewirkt werden kann?!

Nur auf solche Art ist es nach meinem Dafürhalten möglich, allmählich die mir innerhalb der «Theosophischen Gesellschaft» als bedenklich erscheinenden Lehren prüfend in ihrer Unwesenhaftigkeit zu erkennen und ohne Schaden abzustößen.

Nur auf solche Art wird die verjüngte «Theosophische Gesellschaft» die *ewigen Grundlagen* einer wahren *Theo-Sophia* in ihrem Tempelkreise wieder finden, einer «Theosophie» im *tieftsten Sinne des Wortes*, wie sie seit den Tagen des *Lao Tse* und des Apostels *Paulus* bestand, bis hinauf zu *Eckehard*, *Tauler* und *Jakob Böhme*, wie sie in der alten *mystischen Maurerei* gepflegt wurde, und wie sie in Indien zu finden war von *Patânjali* bis zu *Râmakrishna*. –

Tiefste, wenn auch geheim gehaltene Erkenntnis aller echten «*Theosophen*» aller Zeiten war stets vertraut mit diesen Grundlagen, und deren *wesentlichste* ist das hohe «Wissen» um die *einzig*e Art und Weise, in der sich die Gottheit den aus ihr gezeugten Geisteswesenheiten offenbaren *kann*. – –

Zwecklos würde die Seele suchen, wollte sie je in unermesslichen Räumen, wollte sie je in höchsten geistigen Sphären ihrem Gotte begegnen. – –

Sinnlos wären die erhabenen Lehren hoher Menschheitslehrer, würden die *Bilder* Gottes, die sie gestalten, nur einem «Gotte» gelten, der da als «*höchstes Wesen*» über *anderen* Geisteswesenheiten thront. – –

So wie man an keiner Stelle der Erde der *reinen Elektrizität* begegnen kann, und doch alles auf dieser Erde *durchströmt* wird von dieser Kraft, so auch ist es in allen Geistes-Sphären ewig unmöglich, *Gott* zu begegnen, obwohl alles, was da lebt, nur im Dasein ist, als *Ausdruck* von Gottes ewig zeugender Darstellungs-Gewalt . –

Wie aber Elektrizität gewisse Apparate braucht, um durch diese Apparate sichtbar und erkennbar zu werden, so auch ist Gott in Zeit und Ewigkeit nur in jenen *Geisteswesenheiten* sichtbar und erkennbar, die mit der Kraft Gottes völlig *vereint*, zum lautersten Ausdruck von *Gottes Wesen* wurden . –

Wer zur *Theo-Sophia*, zum «Wissen» um Gott gelangen will, der muß vor allem *diese Grundtatsache* begriffen haben. – –

Aus ihr aber ergibt sich folgerichtig das Wissen um die *Notwendigkeit* solcher Menschengeister auf dieser Erde, in denen die Gottheit *sich selbst lebendigen Ausdruck schuf*, damit sie *allen* Menscheng Geistern *erkennbar* werde, auf daß *alle* jene Vereinigung *erstreben*, durch die der Menscheng Geist *aus Gott verherrlicht* wird . . .

Nichts anderes als diese *völlig* der Gottheit geeinten Menscheng Geister dieser Erde sind aber die eigentlichen «*Meister*» der «*Weissen Loge*», von denen leider ein Zerrbild existiert, das ihr wahres, kosmisch bedingtes Wesen gröblich verfälscht . – – –

Wie *jeder* Menscheng Geist, der je auf der Erde erschien oder noch erscheinen wird, so sind auch sie vor Äonen, als diese Erde noch nicht einmal «Weltenstaub» war, dem «Falle» der Geister, gleich allen anderen erlegen. Gleich allen andern erwarteten sie ihre Zeit, um sich mit dem Menschentiere der Erde zu irdischem Leben zu verbinden, mit der Aufgabe, dieses Menschentieres höhere Kräfte zu erlösen, und durch diese Erlösertat *selbst* Erlösung zu finden . . .

Doch, *höhere* Geisteswesenheiten wußten aus geistigem, gottgeintem «Wissen», daß keiner der diesem Erdentiere Verbundenen jemals zur Erlösung kommen *könne* ohne ihre *Hilfe*, und geistiges «Wissen» läßt keine Wahl, wird *Verpflichtung*, verlangt gesetzliche *Tat*, sobald eine *Möglichkeit* zur Hilfe gegeben ist . –

So suchten sich jene *höheren* Geisteswesenheiten aus der Fülle harrender Geister, die sich auf Erden dem Menschentiere verbinden mußten, *jene* aus, die sich aus freiem Willen *bereit* finden ließen, das Hilfswerk dieser *höheren* Geisteswesenheiten zu fördern, da *diese selbst*, ihrer Artung nach, mit dem im Tiere gebundenen Menscheng Geiste keine *direkte* Berührung schaffen konnten. –

Die Bereitschaft, diesen *höheren* Geisteswesenheiten als Vermittlungswerkzeug zu dienen, schloß die Bereitschaft in sich, eine *Jahrtausende* dauernde *geistige Vorbereitung* durchzuleben und so *erst Jahrtausende später* zur Inkarnation zu gelangen . – –

Darum läßt sich mit Fug und Recht von den wirklichen «Meistern» der «Weißen Loge» als von den älteren Brüdern der heute lebenden Menschheit reden . – – –

Es ist aber ebenso irrig, sie für eine Art übermenschlicher Wesen zu halten, wie es irrig ist, sie mit Fakiren und Dschungelheiligen zu verwechseln . –

Sie betreiben auch keinerlei Mantik und entsagen allen okkulten Künsten . –

Sie wissen auf *weitaus bedeutendere* Art in der Menschheit zum Guten zu wirken, ohne jemals als Urheber dieses Wirkens *offenbar* zu werden . –

Ihr Wirken ist lediglich *geistiger* Art, und Irdisches wird von ihnen nur bewegt, *von jenen göttlich-geistigen Welten her*, in denen ihr Wirken aus Gott allein erfolgt. – – –

Eine Theo-Sophia *außerhalb* der Einflußwirkungen dieser gottgeeinten Menschengeister, die hier im Erdenkörper die Last des Erdenlebens tragen wie jeder andere Menschengeist, ist *ein Unding!* –

Absurd und jeder Logik bar ist jedes «theosophische» Streben, das jene Wenigen auf dieser Erde zu *umgeben* sucht, die *allein* ihm helfen *können*.

Kindlich ist aber hinwieder auch die Annahme, man könne jemals zu einem «Meister» der «Weißen Loge» *werden*. –

Man kann wohl die gleiche, göttlich-geistige *Einigung* erlangen, aber *niemals* wird man jene *Kräfte* zu eigen erhalten, die erst den «Meister» der «Weißen Loge» *zu dem machen*, was er potentiell *vor* seiner Inkarnation schon *war*. – – –

Man darf freilich auch nicht glauben, daß jene Gestalten, die um die *Wiege* der «Theosophischen Gesellschaft» herum gespensterten, etwa wirkliche «Meister» der «Weißen Loge» gewesen wären – – aber an dieser Stelle meiner Rede fürchte ich doch noch, daß so mancher Leser dieser Zeitschrift es nur schwer ertragen könnte, wollte ich so, wie es berechtigt wäre, unsanft das Spinnennetz seines Glaubenswahns zerstören, und darum möge hier nur auf gewisse Kapitel eines demnächst erscheinenden Buches* verwiesen werden, die im Vorabdruck bereits in den «Magischen Blättern», von denen ich oben sprach, zu lesen waren . . .

Auf dieser Erde kann jegliches Geschehen sich oft Jahrzehnte lang in Verdunkelung verbergen, aber die Wahrheit kommt *dennoch* eines Tages schrill und klirrend an unser Ohr, und was sich noch so lange im Dämmerdunkel verbarg, muß eines Tages helles Sonnenlicht ertragen, mag auch so manches Wundermärchen auf solche Weise seinen Untergang finden. – – –

Es wäre mir Anlaß zu tiefem, schmerzlichem Bedauern, sollte einst solche Klärung der Geschehnisse, die sich in den Säuglingszeiten der «Theosophischen Gesellschaft»

abspielten, dieser Gesellschaft, *so wie sie heute ist*, und wie sie speziell vom «*Hauptquartier*» in Leipzig aufgefaßt und vertreten wird, *Schaden* zufügen, und darum halte ich es für meine Pflicht, darauf hinzuweisen, daß die Dinge damals nicht ganz so lagen, wie sie die Gründerin der Gesellschaft zu sehen und darzustellen beliebte. – – –

Töricht und ungerecht wäre es aber, der «theosophischen Gesellschaft» unserer Tage daraus irgend einen Vorwurf konstruieren zu wollen, oder die heutigen Mitglieder verantwortlich zu machen für Irrtümer und Fehler der einstigen Gründerin.

Es unterliegt bei mir keinem Zweifel, daß eine *wahrhaft* «theosophische» Gesellschaft heute *tiefste Lebensberechtigung* hat und es ist heute völlig gleichgültig, *welche* Anlässe vor Jahrzehnten zur *Gründung* einer solchen Gesellschaft führten, wenn nur das *heutige Wirken* der Gesellschaft als *einwandfrei* und *vorbildlich* betrachtet werden darf. –

Die Grundlagen wahrer *Theo-Sophia* bleiben für alle Zeiten die *gleichen*.

Auch die heutige «Theosophische Gesellschaft» vermag es, auf *ihnen* das *innerste Sanktuarium* ihres weiträumigen Tempels zu errichten.

Die Erkenntnis der Auswirkung Gottes, das «Wissen» daß Gott *nur* in den ihm *völlig* geeinten, geistesmenschlichen Wesenheiten offenbarend wirkt, das «Wissen», daß ein *jeder* Mensch dieser Erde imstande ist, sich seinem ewigen Urbild, seinem «Vater im Himmel», seinem «lebendigen Gotte» *anzugleichen* und sich ihm mit seinem Bewußtsein zu *vereinen*, das «Wissen», daß *ohne* die stetige geistige Hilfe *höherer* geistiger Wesenheiten, vermittelt durch die «*Meister*» der «*Weissen Loge*», diese *Vereinigung* des menschlichen mit dem göttlichen Bewußtsein *unmöglich* wäre – *dies* sind die hauptsächlichsten *Fundamentsteine*, auf denen sich das unantastbare *Tempelkultbild* erheben muß, um das sich die *Mitglieder der «Theosophischen Gesellschaft»* erhobenen Herzens stets scharen können, *ohne* jemals befürchten zu müssen, daß die Gottheit solchen Ort der

Weihe nicht als ihrer würdig betrachten möge! – – –

Theoretische Erörterungen über hellseherische «Forschungen» auf «höheren» Ebenen sind völlig überflüssig, einmal, weil *kein* Hellseher *jemals* zu «höheren» Ebenen emporzudringen *imstande* ist, und dann: weil alles Wissen *über* geistige Zustände nichts nützt, nur eitle Befriedigung kindischer Neugier bleibt, solange man nicht, mit dem Bewußtsein des lebendigen Gottes in sich selbst vereint, *selbst* fähig wurde, die Wunder geistiger Welten geistig zu erleben.

Auf das *geistige Erlebnis* hin muß die «*Theosophische Gesellschaft*» ihre Mitglieder erziehen, damit ihr Tempel nicht zur Stätte wüstester Spekulation entarte, damit er *ein Heiligtum geistigen Lebens* bilde, inmitten der ausgetrockneten Wüste dürrer Gedankenflugsandes, der auch die erhabensten Tempelbauten *früherer* Zeiten allmählich zu verschütten droht . – – –

Möchten meine Worte *offene Herzen* finden! – – –

*Aus der Zeitschrift Theosophie von 1921 aus: Nachlese II,
S. 94-105, Koberse Verlagsbuchhandlung, Bern, 1990*



Joseph Schneiderfranken, Regenbogen, Öl auf Leinwand

Nachlese

Aus: „Theosophie“ XII Jg. Heft 1/1924 – S. 48/49

Veröffentlichter Brief von Bô Yin Râ

Hugo Vollrath, Verleger der Zeitschrift „Theosophie“ in Leipzig, leitet diesen Brief wie folgt ein:

„Die Stellung von Bô Yin Râ zur Zeitschrift „Theosophie“ erläutert folgende Mitteilung. Am 23. November 1917 schreibt BYR:“

Lieber Freund!

Man hegt im Himalaya nachgerade eine tiefe Verachtung für die sportsmäßige Art, in der man von angelsächsischer Seite her den Ideen des Okkultismus entgegentrat und für die salbadernde Art, die sich durch solche Einflüsse auch in den theosophisch-okkultistisch interessierten Kreisen anderer Länder entwickelte, und will das nun mit aller Kraft beenden. – Man glaubt, daß von Deutschland aus, durch richtig geleitete Imprägnierung deutscher Geister eine Art Renaissance dieser Bewegung erfolgen könne und sieht in deiner Zeitschrift „Theosophie“ den besten Kristallisationspunkt dafür. Besant und die ganze indische Gruppe hat als solche keinerlei Förderung mehr zu erwarten. Steiner hatte einmal die Möglichkeit, der Mittelpunkt zu werden, der er gern sein möchte, aber er entwickelte sich so sehr als Blender, daß man ihm längst alle Führung entzog. Nun soll das Ganze nicht an eine Person geknüpft werden, sondern man wählt dazu den überpersönlichen Weg und will eine Zeitschrift den Sammelpunkt werden lassen. Diese Zeitschrift ist – Theosophie. – Wie Du sie leiten mußt, wenn sie werden soll, was sie werden kann, geht aus meinen Worten hervor. – Sie muß ein von Dir und Deinen Mitarbeitern gestalteter Organismus sein, der seine Wirkungskraft von hoher okkultischer Seite erhält. Jeder Leser der „Theosophie“ tritt unbewußt sofort in unsere Einfluß-

Sphäre und je nach seinem Glauben und der Reinheit seines Strebens strömen ihm unsere Kräfte zu. –

Das soll eine zweite Zeitschrift ihren Lesern geben, wenn sie kann! – Aber „Theosophie“ soll auch keine Zeitschrift unter Zeitschriften bleiben. Sie soll ein heiliges Buch werden, dessen Teile sich über ein Menschenleben hin erstrecken Verloren aber ist jeder, und sei es ein Heiliger, ein Asket oder ein bestaunter Fakir, der auf diesem Gebiete Selbsteigenes brauen will, ohne von denen autorisiert zu sein, die als das gegebene Glied der kosmischen Hierarchie zugleich Werkzeuge des Geistes, Meister der okkulten Kräfte und irdische Menschen unter Menschen sind. – Sei mir begrüßt und gesegnet! BYR

Der Verleger setzt an dieser Stelle fort:

„Verschiedene Bemerkungen in den Büchern von Bô Yin Râ waren die Ursache einer Flut von Zuschriften an das Hauptquartier der T. G., an die Redaktion der „Theosophie“ und an das Theosophische Verlagshaus. Die dadurch geschaffene Lage verlangte einen Weg zur Klarheit, der durch die Bekanntgabe einiger Briefstellen geöffnet wird.

Daß diese authentischen Mitteilungen erst jetzt veröffentlicht werden, trotz vieler Anfragen aller Art, sei ein Beweis dafür, daß die, die wirklich im Menschheitsdienste stehen, keine Lobredner oder irgendwelche Beweise von der Richtigkeit ihrer Tätigkeit zu geben Veranlassung haben. Wer der Wahrheit dient, der findet in deren Verwirklichung Lohn und Genugtuung. Für ihn ist schweigender Dienst selbstverständlich. Sogenannte Wunder werden für ihn etwas Alltägliches. Großes ist vor 2000 Jahren geschehen, noch Größeres geschieht heute, aber solche Werturteile verlieren den Reiz für den, der seinen Platz im ‚Göttlichen Weltplane‘ gefunden hat.“

*



Zeichnung der Imma von Bodmershof, signiert: Fuchs 1941

Die Haiku-Gedichte der Imma von Bodmershof

von Erich Mende

Grundbedingung dieser Kurzform japanischer Lyrik ist zunächst die Strenge im Formellen bei Freiheit und Tief-sinn im Stoff. Das Gesetz der Form fordert heute siebzehn Silben, zu fünf, sieben, fünf verteilt auf drei Zeilen. In diesem Maß kann sich der Geist des traditionellen Haiku entfalten. Seit dessen Blütezeit im 17. und 18. Jahrhundert, für die Meister Matsuo Bashō repräsentativ ist, zogen sich Witzelei, das alltägliche Billige, Komik in Verbindung mit Seltsamem, womit teils noch heute ein Gelegenheitshaiku, das auch als Gesellschaftsspiel geübt wird, Effekte verbindet, aus der klassischen Form zurück. Bashō brachte die Gedankentiefe ein, deren verborgener Sinn mehr erfühlt als erdacht werden muß. Dem dienen das Bildhafte der Sprache, Bewegung, Symbolik und Polarität, Charakteristika, die dieser Gattung fernöstlicher Lyrik Geheimnis und Reiz verleihen.

Wer nach dieser Skizzierung der Bedingungen eines Haiku meinte, damit sei die erwähnte Freiheit allzu stark kuppert, der übersieht, daß Freiheit nur unter Beachtung des Gesetzes möglich ist. Es gehört ja zu den besonders für junge Menschen schwer begreiflichen Tatbeständen, daß die Verletzung der Form den Inhalt nicht unberührt läßt, weshalb die Achtung vor der Form eine Voraussetzung für die Substanz bildet. Diese Dreizeiler bezeugen das in aller Deutlichkeit, und nicht nur das. Setzt man für Form und Substanz die Begriffe Körper und Geist, dann erhellt sich sofort die bestehende Verflechtung zwischen Haiku und Zen aus der für letzteren essentiellen Harmonie zwischen Geist und Körper, wofür das namensgebende Sanskritwort dhyāna steht. Der Sinn des Haiku ist in seiner Totalität ebensowenig durch die Ratio zu erfassen wie das Wesen des Zen. Bedarf es dazu der inneren Erleuchtung, so muß sich in ein Haiku der Mensch schauend versenken, denn nur so können der Gehalt wie die eigenartige

Rhythmik, als Mittel zum Zweck, erfahren werden. Erst wenn man in der knappen Aussage dieser Gedichte der darin herrschenden Polarität gewärtig, sich der Themenfülle zwischen kleinstem und Größtem bewußt wird, fühlt, daß hier nicht Fragment zu Tage liegt, dagegen sich in dieser Einfachheit der Form die Repräsentation eines Ganzen verbirgt, deren man nicht durch Lesen oder Betrachtung, sondern allein über das Einleben, die innere Anteilnahme habhaft zu werden vermag, fühlt man sich beschenkt.

Völlig sind wir Westmenschen dabei nicht auf östliche Interpretation angewiesen. Auch Leibniz meinte, seine Monaden, obgleich sie mangels Ausdehnung ein absolut Einfaches sind, repräsentierten die Welt im Ganzen, umgriffen deren Mannigfaltigkeit, ohne selbst zusammengesetzt zu sein. Das Kleine ist kein Terminus der abendländischen Philosophie. Laotse aber sagt im Tao te king: „Das Kleinste sehen, heißt klar sein.“ Eingedenk dieses Wortes, auf das sich unser Denken nicht oft genug besinnen kann, sollte man die Haiku-Gedichte aus dem Buch der Imma von Bodmershof, das sinnvoll betitelt ist „Im fremden Garten“, in sich aufzunehmen versuchen. Der Interessierte erfährt darin mehr über Theorie und Geschichte dieser Art Lyrik durch Wilhelm von Bodmershofs Essay im Anhang. Die Fülle dessen, was die Dichterin auf fünfzig Seiten aus ihrer Art, die Welt der Erscheinungen schauend zu durchdringen, in die Zucht dieser Dreizeiler einfügen, kann unsere Auswahl nur andeuten. Für all das, was Wert und Sinn eines Haiku ausmacht, sind diese vier Gedichte so beispielhaft, wie alle in dem Bändchen.

Vergilbte Blätter
in alten Händen:
plötzlich strahlt die Welt wie einst.

Die Wildgänse ziehn.
Durch vergitterte Fenster
blickt ein alter Mönch.

Vertauter Sang des Nachtwinds
vom Tod von Geburt
Beides in einem.

Bussard wo bist du?
Dein Flug machte die Welt weit
jetzt ist sie zu eng.

Ziehen daraus nicht Bilder voller Eindringlichkeit vor unser geistiges Auge, in unser Gemüt, die ansprechen, aufgenommen werden wollen?

Die Frau, die diese Haiku schuf, wurde am 10. August 1895 in Graz geboren. Ihr Vater war Christian Freiherr von Ehrenfels, den die Geschichte der Psychologie als Entdecker der Gestaltqualitäten würdigt, womit die Grundlage für moderne Gestaltpsychologie geboten war. Der Begriff „Gestalt“ gilt in der Psychologie als eine Verschärfung dessen, was mit Ganzheit eher allgemein formuliert und interpretiert wird. Mit der Wahrnehmung der Gestalt gewinnt die Ordnung innerhalb vom Ganzen zentrale Bedeutung, denn die menschliche Psyche ist bestrebt einzelne Sinneseindrücke zum sinnvollen Ganzen zu ordnen, ihnen mithin Gestalt zu geben. Begriffe wie sortieren, klassifizieren, systematisieren sprechen für unseren Drang nach Ordnung der Teile im Ganzen. Verwenden wir in diesem Zusammenhang den Begriff „formulieren“, dann erhalten wir die Form als bestimmte oder bestimmende Ordnung, die Gestaltlehre und Haiku verbindet. Damit aber zeichnet sich zwischen der Biographie der Haiku-Dichterin und diesen Gedichten eine merkwürdige Berührung ab. In der Gestaltlehre des Vater bedeuten Ordnung, Beziehung zwischen Teil und Ganzem, zwischen Einfachem und Zusammengesetztem ebensolche fundamentale Kriterien, wie wir sie für ein Haiku gegeben sahen.

Doch muß der Leser, erstmals vielleicht konfrontiert mit dieser fernöstlichen Lyrik, nicht so tief in die Zusammenhänge blicken, um in einem Haiku für sich fündig zu wer-

den. Ja, er muß nicht einmal unbedingt Zen und Haiku verbinden, wie dies Matsuo Bashō tat, der ein Laienjünger des Zen-Buddhismus war. Der Wert des Einfachen sollte jedem unmittelbar bewußt werden, wie es auch Goethe geschah, der im Brief, vom 25. Februar 1832, an Sulpiz Boisserée gesteht:

„Denn das Einfache verbirgt sich im Mannigfaltigen, und das ist's, wo bei mir der Glaube eintritt, der nicht der Anfang, sondern das Ende alles Wissens ist.“ Erhält das Wort nicht ein zusätzliches Gewicht aus der Tatsache, daß es einen knappen Monat vor dem Tod des Briefschreibers formuliert wurde?

Imma von Bodmershof, die seit 1925 im Waldviertel von Niederösterreich ihre Heimstätte besitzt, der, vor manch anderer Ehrung, 1958 der Große Österreichische Staatspreis verliehen wurde, darf, aller Anerkennung zum Trotz, die größte Auszeichnung für ihre Haiku-Gedichte doch in deren Übersetzung ins Japanische sehen. Es besagt viel über das Einfühlungsvermögen dieser Dichterin, wenn das Land, aus dessen Glauben, Philosophie, Kunst und Weltsicht ein Haiku Form wie Substanz zur Blüte entwickelte, diese ursprünglich deutschsprachigen Gedichte in sein Kulturgut aufzunehmen wünscht. Auch eine Übersetzung ins Italienische, die dem Nachempfinden der beiden Übersetzerinnen ein Zeugnis hoher Qualität ausstellt, spricht für das überregionale Interesse an dieser Lyrik. Wie sinnreich trifft der Text des Streifbandes, um diese „La Meridiana“ betitelte Ausgabe, „tutto un mondo in diciassette sillabe“ das Wesen des Haiku, das in seinen siebenzehn Silben tatsächlich eine ganze Welt umfängt.

Was Frau von Bodmershof selbst dem Echo auf diese ihre Dichtkunst anzumerken hätte, sprach sie, bestimmt ohne dabei an sich zu denken, dennoch treffend in diesem Haiku aus:

Der braune Halm steht.
Den Samen trugen Winde
weit in fremdes Land.

Schauen und Bilden, 1/1981, S. 13 -14, 27. Jahrgang, Nürnberg.

Frühling

Haiku-Gedicht von Imma von Bodmershof

Eis löst sich vom Bach –
klar aus der Tiefe leuchten
braungold die Steine.

Immer noch Reif am Morgen –
aber mein Nachbar
klopft und wetzt am Pflug.

Wildgänse rufen -
Nun schrein die andern im Dorf:
»Da – da zu Hause.«

Sturm poltert ums Dach
Eisregen schlägt ans Fenster –
lautlos wächst der Tag.

Ging mit der Hacke
zum schwarzen Schlehdornestrüpp –
fand licht blühende Wolken.

Schau mitten im Ei
klein und gelb eine Sonne –
wie kam sie hinein?

Erstes Lärchengrün -
o Duft nachts im Gewitter
sprangen die Knospen.

Das alte Mühlrad
vom Wasser hell übersprüht –
es dreht sich wieder.

Lange schon fleht die Drossel –
der Mond kommt sie schweigt.
Gab er ihr Antwort?

Der Fichtenwald blüht,
Gold bestäubt den Weg,
auch den Gaul vor dem Karren.

Tiefe Nacht ich schlief
da rief es: Uhr ruckt – Lug Trug –
Such nur – Kuckuck – du –

Ein großer Tag heut
die Kaulquappe steigt an Land
als Frosch - ganz als Frosch.

Krokus füllt seinen Becher
voll mit Licht. Sucht sonst
kein andres Geschäft.

Hell schimmernd im Blau
ziehn Weidenflocken – jüngste
Schwestern der Wolken?

Herz schlag nicht so laut
der Falter war nah
gewiß erschrak er vor dir.

Voll scheint heut der Mond
stärker schreien die Frösche
im spiegelnden Teich.

Diese Frühlingsnacht -
selbst der Helm des Wachmanns trägt
eine Mütze Mond.

Lärm – schwarzroter Rauch
doch nachts wenn die Straße schläft
wippt im Baum ein Stern.

Löwenzahn – Spielverderber
bläst schon den Samen
Herbst in das Frühjahr.

Lieber Storch laß mich leben –
so viel Frösche gibt's
friß einen andern.

Dieser Mai - meinen Kater
rief ich und drohte –
er kam nicht zurück.

Den ganzen Tag steht
in der Sonne die Tulpe
setzt keinen Hut auf.

Junge Libellen
durchsichtig noch – sie steigen
vom See aufs Schilfrohr
und zögernd traumbefangen
entfalten sie die Flügel.

Vor Tag im Dämmern
hört ich den Ruf des Pirols –
ach ich schlief weiter.

Steh vor dem Abgrund –
ein Regenbogen allein
wölbt sich darüber.

Der Salamander
taucht aus der Tiefe –
holt sich eine Perle Luft.

Finkenruf taglang
im kahlen Kirschbaum – plötzlich
steht er in Blüten.

Flaumfederleichte
Wolken ziehen – schau – der Mond
er fliegt mit ihnen.

Die Birke leuchtet
als trüg sie den Mond in sich –
wie dunkel der Wald.

Nacht. Der Lärm verstummt.
Die Wachtel im Käfig wagt
nun leis zu rufen.

In Schlehdornblüten
ruht ein leuchtender Falter –
o lichte Wohnung.

Über das tiefe Wasser
laufen die Spinnlein
trockenen Fußes.

Helle Nacht im Mai -
Ahornblätter auf dem Weg?
Ja, der Mond malt sie.

Leuchtende Wolke
wie nahe – weit ach wie weit
dahinter der Mond.

Im fremden Garten
blüht Jasmin. Ich vor dem Tor
atme den Duft ein.

Wollt das Glühwürmchen greifen
es erlosch. Hielt still
da leuchtet's wieder.

Von weißem Flieder
verschneit ist die Quelle – selbst
das Wasser duftet.

Waldwege im Tau
öffnen sich schimmernd vor mir –
doch der Zug hält nicht.

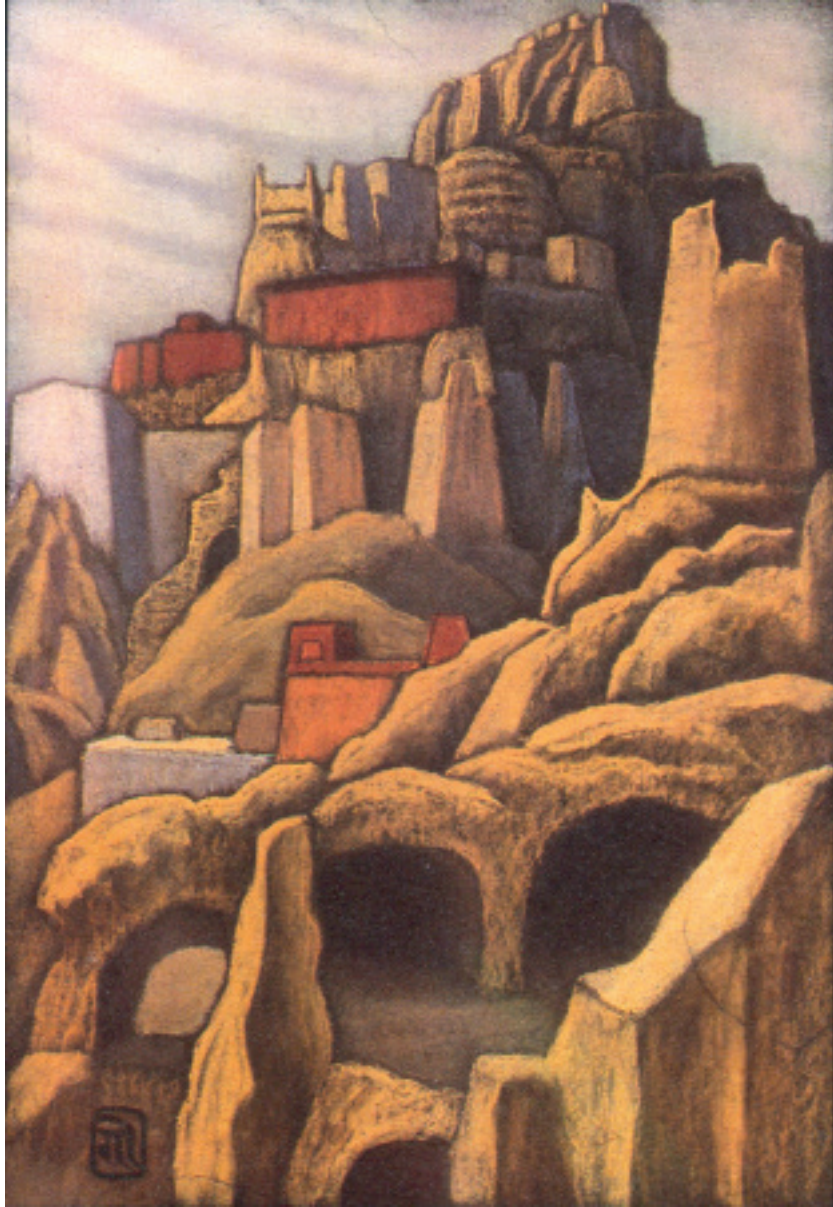
Schwerlos die Samen
in meiner Hand - einst Enkeln
machtvolle Linden?

In meinem Garten
rote Rosen, schwarz glänzend
Früchte des Efeus.

Fremdes Mondenlicht
auf der alten Sonnenuhr.
Wo gilt diese Zeit?

Wiesen voll Blumen
traumerfüllt. Nur der Bach fließt
und fließt immer fort.

Im fremden Garten, 99 Haiku, Arche, Zürich, 1980



Lama Anagarika Govinda, Die verlassene Stadt Tsaparang bei Tageslicht, Pastel

Die Kunst Sri Anagarika Govindas

Ein Interview am 3. Januar 1946 von

Niranjan Majumder, gesendet in All India Radio

Majumder: Hier ist *All India Radio*, und dies ist Majumder, über den es nichts zu sagen gibt. Doch ich habe heute Sri Anagarika Govinda bei mir, über den es viel zu sagen gibt und der selbst viel zu sagen hat. Er hat kürzlich eine Ausstellung seiner Gemälde in Kalkutta veranstaltet, die viel Aufmerksamkeit erregte. Wir haben ihn heute in unser Studio eingeladen, damit er uns etwas über die Kunst im Allgemeinen und seine Beiträge dazu im Besonderen erzählt. Govindaji ist gebürtiger Europäer, eingebürgerter Inder, Buddhist von der Religion und vor allem ein Künstler von Inspiration. Einige seiner kürzlich gezeigten Bilder haben vielen Geistern einige Schwierigkeiten bereitet. Versuchen wir herauszufinden, was der Künstler selbst zu sagen hat. Also, Govindaji, wann haben sie eigentlich mit der Malerei begonnen?

Govinda: Ich habe von Kindheit gezeichnet und skizziert, aber es war tatsächlich in meinem zwanzigsten Lebensjahr, dass ich die Farbe zum hauptsächlichen Ausdrucksmittel nahm. Und als ich einmal mit der Farbe begonnen hatte, blieb ich für den Rest meines Lebens dabei. Dennoch habe ich nie meine literarischen Aktivitäten vernachlässigt, denn für mich ist Kunst ein *Mittel* des Ausdrucks, was bedeutet, dass man zuerst etwas auszudrücken haben muss. So entwickeln sich die beiden Tätigkeiten des Denkens und der Kunst gleichzeitig, und es geschieht oft, dass im selben Moment ein Gedicht in mir auftaucht, in dem ich die entsprechende Komposition in Farben und Form wahrnehme. Dies geschieht meist bei meinen abstrakten Gemälden.

Majumder: Was genau verstehen Sie unter abstrakten Gemälden?

Govinda: Es ist wichtig, sich über die Bedeutung dieses Begriffs richtig im Klaren zu sein, denn es gibt Menschen,

die glauben, abstrakte Kunst sei eine allegorische Repräsentation abstrakter Konzepte. Der Begriff abstrakt ist jedoch der Wirkung verwandter als dem Vorgang des künstlerischen Schaffens. Er hat nicht so viel mit der Haltung des Künstlers zu tun, sondern mit jener des Betrachters. Denn was dieser zuerst bemerken wird, ist die Abwesenheit der konkreten oder so genannten natürlichen Formen, an die er gewöhnt ist. Je mehr er versucht, Parallelen zu diesen zu finden, umso weniger wird er den Geist abstrakter Kunst begreifen können. Denn diese Kunst nimmt nicht den Umweg durch die Objekte der äußeren, optischen Welt, sondern schafft Kompositionen in Form und Farbe, die in ihrer Ganzheit einen Bewusstseinszustand wiedergeben.

Majumder: Könnte man das irgendwie mit Musik vergleichen?

Govinda: Da haben Sie vollkommen recht. Das am nächsten liegende Beispiel, das mir selbst einfiel, ist die Musik, denn sie ist die am wenigsten imitierende oder beschreibende aller existierenden Kunstarten. Niemand würde jemals fragen, was ein einzelner Ton bedeutet. Nicht einmal eine Melodie lässt sich in Worten erklären oder beschreiben. Musik kann nur von Menschen gewürdigt werden, die selber gewisse musikalische Qualitäten in sich haben. Ebenso –

Majumder: Entschuldigen Sie die Unterbrechung. Wollten Sie damit ausdrücken, dass abstrakte Bilder eine schärfere Empfindungsgabe vom Betrachter verlangen als Landschaften und Porträts? Um es einfacher mit einem unangemessenen Beispiel zu sagen, das mir einfällt, weil ich gerade in diesem Studio sitze: Nehmen wir an, ich habe nur einen Empfänger für Mittelwelle, dann senden die Kurzwellenprogramme für mich gar nichts.

Govinda: Genau. Eine Person, die nicht empfänglich für Farben ist, wird nicht auf abstrakte Kompositionen reagieren. Und die meisten Menschen schätzen Gemälde nicht deshalb, weil sie auf Farben ansprechen, sondern weil ihnen das Motiv gefällt, oder anders ausgedrückt, weil die Ähnlich-

keit mit der äußeren Wirklichkeit sie anspricht, mit der sie vertraut sind. Aber ich lehne die Vorstellung ab, dass ein Verständnis für abstrakte Kunst stets eine tiefere künstlerische Bildung vom Betrachter fordert.

Majumder: Wird diese Ansicht denn von ihrer Erfahrung bestätigt?

Govinda: Ich werde Ihnen von einem höchst überzeugenden Vorfall berichten. Als ich einmal auf einem kleinen Segelschiff von Afrika nach Italien unterwegs war, zeigte ich einem einfachen Seemann, der recht ungebildet war, einige meiner abstrakten Gemälde und bat ihn, mir zu erzählen, was er bei ihrem Anblick empfand. Als ich ihm mein Bild „Labyrinth“ zeigte, sagte er: „Ich fühle mich wie im Gefängnis.“ Als ich ihm das zweite Bild zeigte, war seine Reaktion ebenso genau. Und beim dritten Bild rief er „Liberazione!“ Tatsächlich habe ich mein Bild dann nach seiner ausgesprochenen Reaktion „Befreiung“ genannt, denn sie entsprach ganz meinen eigenen Empfinden.

Majumder: Das ist höchst interessant. Aber wie reagierten Intellektuelle auf ihre abstrakten Bilder?

Govinda: Je intellektueller sie waren, umso mehr zergliederten sie die Bestandteile, wodurch sie das Ganze verloren. Sie versuchten, ihre eigenen komplizierten Gedanken in diesen Kompositionen zu lesen, sperrten sich so ihren eigenen Gefühlen und verkannten die Einheit und wirkliche Bedeutung der Kompositionen. Ich muss rasch hinzufügen, dass dies nur auf einen bestimmten Typ des Intellektuellen zutrifft, der in Indien glücklicherweise nicht so häufig vertreten ist.

Majumder: Haben Sie mir gestern nicht gesagt, dass Sie ihre Pastelle mit den Fingern malten?

Govinda: Sehr oft, Herr Majumder. Ich forme Farben gerne direkt mit meinen Fingern. Die bloße Berührung meines Mediums bezaubert mich.

Majumder: Aber wenn Ihnen die physische Berührung Ihres Mediums so viel bedeutet, würde man denken, dass Sie natürlicherweise die Bildhauerei als Ausdrucksmittel wählen.

Govinda: Da bin ich nicht sicher. Für mich ist das plastische Empfinden auf den Raum bezogen. Und in der Malerei kann ich nicht nur plastische Körper schaffen, sondern auch den Raum, in dem sie existieren. Gleichzeitig kann ich die Wärme des Gefühls durch Farben hinzufügen, was ich in der Bildhauerei vermissen würde. Für mich bedeuten Farben das reine Leben. Das ist es vielleicht auch, warum ich Tibet so liebe.

Majumder: Ja, Tibet lässt einen an die Bilder von Nicholas Roerich denken, mit denen einige Ihrer Gemälde beträchtliche Ähnlichkeit aufweisen.

Govinda: Das ist nur natürlich, denn wir wurden beide durch dasselbe Land inspiriert, in dem die Farben so völlig anders als an jedem anderen Ort der Welt sind, dass es dem Künstler unmöglich ist, nicht von ihrer Qualität und Klarheit beeindruckt zu sein. Es war lang, nachdem ich meinen eigenen Stil entwickelte, dass ich von Roerich erfuhr, so dass es hier keine Art des Einflusses gibt.

Majumder: Vergangene Nacht habe ich Ihr Buch *Art and Meditation* gelesen, als – gut, ich werde den Satz so vorlesen, wie Sie ihn geschrieben haben: „Wo immer Religion eine lebendige Kraft ist, findet sie ihren natürlichen Ausdruck in der Kunst, in der Tat, sie wird selbst zur Kunst – so wie Kunst in ihren höchsten Errungenschaften zur Religion wird.“ Nun, ich bin mir nicht sicher, ob Ihnen hier alle Künstler zustimmen. Sie betonen verständlicherweise den religiösen Inhalt der Kunst, aber würden Sie nicht zugestehen, dass es viel gute Kunst völlig unabhängig von Religion geben kann und tatsächlich gibt?

Govinda: Wenn Sie Religion im Sinn irgendeines besonderen Glaubens verstehen, kann ich zustimmen, dass die Kunst nicht irgendeine religiöse Idee repräsentieren muss. Doch in der Weise, wie ich das Wort verwendete, bedeutet Religion jene universelle Haltung, die unsere tiefsten Empfindungen und Erfahrungen heiligt, die sogar das Gewöhnliche in einen Zustand der Bedeutung erhebt.

Majumder: Um näher nachhause zu kommen, – Indien wird als besonders religiös bezeichnet. Würden Sie darum sagen, dass die Inder als Volk kunstbewusst sind?

Govinda: Ich würde nicht das Wort „kunstbewusst“ verwenden, denn für Inder existiert Kunst hauptsächlich als Ausdruck des inneren religiösen Gefühls, weshalb ihre Haltung nicht hauptsächlich ästhetisch ist, sondern spirituell.

Majumder: In letzter Zeit haben wir recht oft Beleidigungen durch Touristen eingesteckt, die uns fortwährend erklären, unsere letzten künstlerischen Leistungen seien die Fresken von Ajanta. Ich frage mich, ob Sie sagen würden, dass dies der ganzen Wahrheit entspricht.

Govinda: Mit allem Nachdruck: Nein. Denn es besteht eine lebendige Kunst im gegenwärtigen Indien, und es gibt eine große Zahl schöpferischer Künstler der älteren wie der jüngeren Generation, deren Tätigkeit Indien wieder in die vorderste Reihe des weltweiten kulturellen Lebens bringen wird. Es stimmt, dass viele indische Künstler von der Vergangenheit inspiriert waren. Doch lässt sich sagen, irgendeiner der bedeutenden europäischen Künstler wäre völlig frei von Einflüssen der traditionellen Vergangenheit gewesen?

Majumder: Aber ist die Tradition nicht manchmal totes Gewicht, also ein Hindernis, das neue Schöpfungen hemmt?

Govinda: Das kann so sein, wenn es zu bloßer Imitation führt. Andererseits würden wir uns ebenso eines Extrems schuldig machen, wenn wir Künstler verurteilen, die ganz mit der Tradition brechen, um ihre eigenen Wege zu gehen. Das einzige Kriterium ist die Qualität der Arbeit selbst.

Majumder: Würden Sie sagen, die indische Kunst nähert sich heute Ihrer eigenen Idee an, dem Ideal der Kunst, die zur Religion wird?

Govinda: Das führt mich zu dem zurück, was ich schon über meinen Begriff der Religion sagte. Wenn wir diesem folgen, lautet meine Antwort Ja. Sogar wenn der moderne indische Künstler sich nicht bewusst mit religiösen Mo-

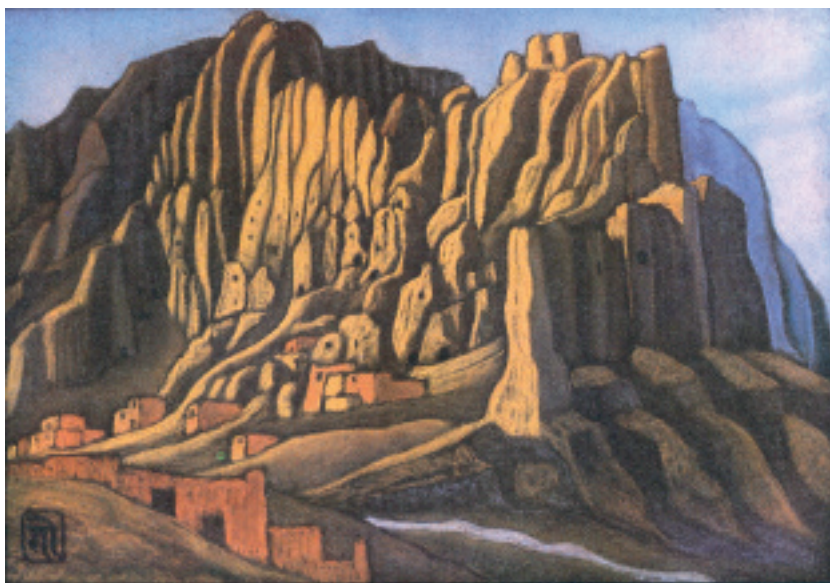
tiven beschäftigt, wird doch seine universelle Haltung auch seine Kunst in die Sphäre höchster Verwirklichung lenken.

Majumder: Sie meinen also nicht, dass die Aussichten der Kunst Indiens für die Gegenwart und Zukunft eher düster sind?

Govinda: Ganz sicher nicht.

Majumder: Gut, das wäre es für heute. Mir bleibt, Ihnen für dieses höchst erfreuliche Gespräch zu danken. Namaskar, Namaskar!

*Aus: Tibets Sachse Ernst Hoffmann wird Lama Govinda,
Hg.: Birgit Zotz, S. 151 - 156, Edition Habermann, München 2016*



Lama Anagarika Govinda, Haupteingang zur Stadt des Mondschlosses (Dawa Dzong), Pastel

Li Gotami Govinda

von Lama und Li Gotami Govinda Stiftung

Li Gotami (1906-1988) war eine vielseitige Künstlerin, die als Malerin, Fotografin, Forschungsreisende und Schriftstellerin hervortrat. Zudem komponierte sie Lieder. Ihr Werk als Autorin reicht vom Expeditionsbericht bis zum Kinderbuch.

Li Gotami Govinda wurde 1906 als Ruty Petit im heutigen Mumbai geboren. Sie entstammte einer parsischen Familie. Zur Schule ging sie in Indien, England und Frankreich. Schon als Kind und Jugendliche wurde ihre vielseitige künstlerische Begabung deutlich. So erhielt sie eine Ausbildung, deren Spektrum vom Klavierunterricht bis zum klassischen indischen Tanz reichte. Eine ihrer frühen großen Leidenschaften war die Fotografie, und sie gewann mehrere Preise auf diesem Gebiet. Schon als junge Frau war sie selbstbewusster, als man dies von Angehörigen des weiblichen Geschlechts in Indien erwartete. Ihre Ehe mit einem parsischen Rechtsanwalt ließ sie scheiden, was im damaligen Indien unerhört war. Sie wollte das freie Leben einer Künstlerin führen.

Sie ging an die von Rabindranath Thakur (Tagore) gegründete Universität, wo sie Meisterschülerin des Malers Abanindranath Thakur wurde, des Gründers der Bengalischen Schule der Malerei und bekanntesten modernen Künstlers im damaligen Indien. Ihre erste Begegnung mit dem Lehrer beschrieb sie folgendermaßen: „Ich ging durch Felder spazieren, als mich eine lehrende Stimme aus der Ferne gefangen nahm, die sprach: ‚Wenn du fühlst, dass du singen willst – singe! Wenn du fühlst, dass du malen willst – male!‘ Das traf mich wie ein Donnerschlag!“ Abanindranath Thakurs Lebenshaltung und Stil entsprachen ganz den ihren: „Er glaubte nicht an Regeln und Vorschriften, was in vollständiger Harmonie mit meinen eigenen Ideen war, denn immer seit meiner Kindheit hasste ich diese und arbeitete absichtlich in Opposition

zu dem, was die Welt im Allgemeinen wollte. Ich war rebellisch geboren.“

Während der zwölf Jahre, die sie an der Universität verbrachte, lernte sie Anagarika Govinda kennen, der dort Vorlesungen hielt. Er vermittelte ihr den Buddhismus und die Kultur Tibets und brachte sie zu seinem Lehrer Ngawang Kalzang (Tomo Geshe). 1947 heirateten Govinda und Ritty Petit, die sich dem Buddhismus zuwandte und den Namen Li Gotami annahm.

Gemeinsam unternahmen Li Gotami und Lama Govinda Forschungs- und Pilgerreisen nach Tibet. So brachen sie mit Unterstützung der Wochenzeitung *Illustrated Weekly of India*, die darüber berichtete, zu einer Expedition auf, die der Erforschung der Kunst des untergegangenen westtibetischen Königreichs Guge diene.

Li Gotami hielt die Menschen, die Landschaft und die Kunst Tibets in hunderten Fotografien fest. Ihre darauf beruhende zweibändige Fotodokumentation *Tibet in Pictures: A Journey Into the Past* gewährt einen der letzten Einblicke in die Welt des alten Tibet vor 1950. Zudem kopierte sie unter den schwierigen Bedingungen des tibetischen Winters Tempelfresken. Govinda berichtete: „Li musste die Flasche mit chinesischer Tusche im Inneren ihres Gewandes durch Körperwärme am Einfrieren hindern, und alle paar Augenblicke musste sie den Pinsel mit ihrem Atem auftauen, da die Tusche nach wenigen Strichen zu erstarren begann. Dies war besonders unerfreulich während der letzten Tage unseres Aufenthalts in Tsaparang, in denen jede Minute kostbar war, und ich erinnere mich, dass einmal, als sie in Tränen ausbrach, im Kampf mit dieser extremen Kälte, ihre Tränen zu Eis erstarrten, ehe sie zu Boden fielen und dort als kleine Eiskügelchen abprallten.“

Früchte der damaligen Arbeit Li Gotamis sind heute in der Tibet-Abteilung des Chhatrapati Shivaji Maharaj Vastu Sangrahalaya, dem früheren Prince of Wales Museum, in Mumbai zu sehen.

Neben der Arbeit an ihrem eigenen Werk nahm Li Gotami vier Jahrzehnte an allen Aktivitäten Lama Govindas teil. Sie sorgte in Indien dafür, dass er trotz vieler Menschen, die ihm begegnen wollten, die nötige Ruhe zum Meditieren und Schreiben seiner Werke fand und begleitete ihn auf jeder seiner Vortragsreisen. Alan Watts schrieb: „Man sagt hinter jedem großen Mann, sei eine Frau. Es hat mich stets erfreut, dass der Lama und Li Gotami in der Öffentlichkeit gemeinsam als spirituelles Team auftraten. Man stelle sich einen christlichen Geistlichen oder einen jüdischen Rabbi gemeinsam mit seiner Frau auf der Kanzel vor! Das stößt westliche Ideen über östliche Frauen vollständig um, und, obwohl Li Gotami nicht sehr viel sagt, wenn sie spricht, trifft es vollkommen den Punkt und hat eine starke und erdnahe Sachlichkeit. Viel gutes Karma begleitet einen Mann, dessen Frau in seinem spirituellen Abenteuer so vollständig bei ihm ist.“

Im Jahr nach Lama Govindas Tod 1985 kehrte Li Gotami aus Kalifornien nach Indien zurück. Sie hatte die Idee einer Stiftung, die das Werk ihres Mannes verwalten und Aktivitäten in seinem Sinn vornehmen und fördern sollte. Hierfür traf sie testamentarische Verfügungen. Nach Li Gotamis Tod 1988 wurde ihr Wunsch mit der Lama und Li Gotami Govinda Stiftung verwirklicht.

*

Der Mensch ist hohen Ursprungs

von Paul Brunton

Ich folge dem von ihm vorgeschlagenen Verfahren, um so zu einem reinen und wesentlichen Sein zu gelangen. Immer wieder werde ich gewahr, daß sich etwas von dem Geist des Maharischi dem meinen mitteilt, ohne daß Worte zwischen uns gewechselt werden. Meine bevorstehende Abreise wirft bereits ihre Schatten voraus; aber ich ziehe meinen Aufenthalt in die Länge, bis schließlich meine Gesundheit kein längeres Verweilen mehr duldet. Wenn ich es in dieser heißen, bewegungslosen Luft so lange ausgehalten habe, so ist dies vor allem dem tiefen, inneren Drang zuzuschreiben, der mich hierhergetrieben hat, und dem ich auch genügend Willenskraft verdanke, um die Beschwerden eines erschöpften, kranken Körpers und eines müden Geistes zu überwinden. Aber die Natur läßt sich auf die Dauer nicht unterdrücken, und ein körperlicher Zusammenbruch steht mir drohend bevor. Geistig nähert sich mein Leben seinem Höhepunkt, aber – wie paradox! – körperlich hat es einen Tiefpunkt erreicht wie nie zuvor. Wenige Stunden, bevor meine Begegnung mit dem Maharischi für mich zum schönsten Erlebnis meines Lebens wurde, beginne ich abwechselnd heftig zu frösteln und ungewöhnlich stark zu schwitzen – Anzeichen eines entstehenden Fiebers.

Ich kehre von einer Besichtigung einiger gewöhnlich verschleierter Heiligtümer des großen Tempels eilig zurück und betrete die Halle, als die abendliche Meditationsstunde schon halb vorüber ist. Leise lasse ich mich auf dem Boden nieder und nehme meine gewohnte Meditationsstellung ein. Ich sammle mich in ein paar Sekunden und bringe meine schweifenden Gedanken zur Ruhe. Nachdem ich die Augen geschlossen habe, wendet sich mein Bewußtsein ganz nach innen.

Im Geiste sehe ich deutlich die sitzende Gestalt des

Maharischi vor mir schweben. Seiner wiederholt erteilten Anweisung folgend bemühe ich mich, zu dem hinter dem Bild befindlichen Gestaltlosen, seinem wahren Wesen, seiner inneren Natur, seiner Seele, vorzudringen. Zu meiner Überraschung gelingt mir dies fast auf der Stelle. Das Bild verschwindet wieder und hinterläßt in mir nichts weiter als den lebhaften Eindruck seiner unmittelbarsten Gegenwart.

Die mit den meisten meiner früheren Meditationen verknüpften geistigen Fragen haben nach und nach fast ganz aufgehört. Wohl haben meine körperlichen, seelischen und geistigen Empfindungen mir immer wieder zu Fragen Anlaß gegeben, doch habe ich – von dieser Suche nach dem Ich nicht befriedigt – sie schließlich alle auf sich beruhen lassen, und meine Aufmerksamkeit dem Innern selbst zugewandt und mich bemüht, an seinen Ursprung zu gelangen. In der dabei erreichten völligen Stille und bei einem ganz in sich zurückgezogenen Geist kommt es zu dem entscheidenden Augenblick, da die vertraute Welt langsam zu schattenhafter Unwirklichkeit zu verblassen beginnt, da man scheinbar eine Zeitlang vom reinen Nichts umgeben ist, vor einer Art geistig leerer Wand steht und gleichzeitig alle Mühe hat, seine Aufmerksamkeit aufrechtzuerhalten. Wie schwer aber fällt es, das äußerliche, allzu geschäftige Leben aufzugeben und den Geist ganz nach innen, gleichsam auf eine Nadelspitze zu konzentrieren.

An diesem Abend erreiche ich diesen Punkt ziemlich rasch, da ich die ununterbrochene Folge von Gedanken, die gewöhnlich das Vorspiel bilden, leicht loswerden kann. Eine neue und mächtige Kraft tritt in meinem Innern in Aktion und trägt mich mit unaufhaltsamer Geschwindigkeit in die Tiefen meines Seins. Die erste, große Schlacht ist fast kampflos vorüber, und auf ihrer Hochspannung folgt ein angenehmes, beglückendes Wohlgefühl.

Im nächsten Stadium fühle ich mich wie losgelöst von meinem Verstand und weiß doch, daß er denkt; zugleich aber sagt mir eine innere Stimme, daß er nur ein Werkzeug ist. Ich verfolge diese Gedanken mit einem eigenartigen Gefühl des

Abgesondertseins. Der Denkfähigkeit, auf die ich bisher stolz war, möchte ich nun entrinne, denn ich erkenne plötzlich mit bestürzender Klarheit, daß ich, ohne es zu wissen, bis heute ihr Gefangener gewesen bin. Dem entspringt der plötzliche Wunsch, außerhalb des Verstandes zu stehen und eben nur zu *sein*. Ich möchte in tiefere Tiefen dringen als das Denken. Ich möchte wissen, wie einem zumute ist, wenn man sich von den ständigen Fesseln des Denkens befreit, möchte aber diesen Vorgang zugleich mit wacher Aufmerksamkeit verfolgen.

Es ist schon seltsam genug, abseits stehen und die Gehirntätigkeit in einer Weise beobachten zu können, als wäre sie die von jemand anderem; noch seltsamer aber ist es, intensiv zu fühlen, daß man im Begriff ist, in die sich in den innersten Winkeln der menschlichen Seele verbergenden Geheimnisse einzudringen. Ich komme mir vor wie Kolumbus, der gerade dabei ist, auf einem unbekanntem Kontinent zu landen. Eine völlig beherrschte, ahnungsvolle Vorfriede erfüllt mich.

Wie aber macht man sich frei von der uralten Tyrannei der Gedanken? Ich erinnere mich, daß der Maharishi mir von dem Versuch abgeraten hat, das Denken gewaltsam abzustellen. »Verfolge den Gedanken bis an seinen Ursprung« empfahl er ständig, »sieh darauf, daß das wahre Ich sich selbst enthüllt, dann werden deine Gedanken von selbst verschwinden!« Als ich schließlich das Empfinden habe, am Ursprung des Denkens angelangt zu sein, gebe ich die willentliche Haltung, die mich zu diesem Punkt gebracht hat, auf und überlasse mich völliger Passivität, bleibe jedoch wachsam wie eine Schlange gegenüber ihrer Beute. Dieser Gleichgewichtszustand hält an, bis ich erkenne, daß der Weise recht hat. Die Wogen des Denkens glätten sich allmählich. Das logisch-rationale Rasonieren sinkt auf den Nullpunkt, und es ergreift mich die seltsamste Empfindung, die ich jemals gehabt habe. Die Zeit scheint sich immer mehr zu verflüchtigen, je tiefer ich in das Unbekannte meines Innern eindringe. Was meine Sinnesorgane melden, wird nicht mehr gehört, gefühlt oder in Erinnerung gebracht, und ich

weiß, daß ich im nächsten Augenblick *außerhalb* der Dinge, direkt vor der Enthüllung der Geheimnisse des Lebens, stehen werde.

Schließlich ist es so weit. Das Denken erlischt wie eine zum Erlöschen gebrachte Kerze. Der Geist zieht sich auf seinen Urgrund zurück, das heißt, das Bewußtsein arbeitet unbehindert durch das Denken. Ich bemerke jetzt, was ich schon lange vermutete, und was der Maharishi fest behauptet: daß der Geist seinen Ursprung im Transzendenten hat. Der Verstand ist jetzt, wie im tiefen Schlaf, völlig ausgeschaltet, ohne daß dabei das Bewußtsein auch nur im geringsten verlorengegangen wäre. Ich bleibe absolut ruhig und weiß durchaus, wer ich bin und was mir geschieht.

Das Bewußtsein meiner selbst aber ist herausgelöst aus den engen Grenzen der eigenen Persönlichkeit und in etwas Erhabenes, Allumfassendes verwandelt worden. Das Ich ist noch vorhanden, aber es ist ein verändertes, strahlendes Ich. Aus der kleinen, unbedeutenden Person, die ich war, ist, wie ich mir selbst mehr und mehr bewußt werde, ein größeres, tieferes, göttlicheres Wesen geworden. Und es ist damit zugleich ein wunderbares, neues Gefühl absoluter Freiheit entstanden, denn das Denken ist wie ein unablässig hin- und herschießendes Weberschiffchen, und von seiner tyranischen Bewegung befreit zu werden ist, als träte man aus einem Gefängnis ins Freie hinaus.

Die Welt ist mir völlig entrückt. Der Planet, der mich bisher beherbergt hat, verschwindet. Ich befinde mich inmitten eines Ozeans von blendend hellem Licht, das sich unsagbar weit in den unendlichen Raum hinein erstreckt und mir doch so unglaublich nahe ist, und das ich, mehr fühlend als denkend, als den Urstoff erkenne, aus dem Welten geschaffen werden.

Blitzartig erfasse ich den Sinn des geheimnisvollen, im Raum sich abspielenden Weltdramas, und kehre dann zum Ausgangspunkt meines Seins zurück.

Mein Ich, das neue Ich, ruht im Schoße der heiligen

Glückseligkeit. Ich habe aus der Letherquelle einen Becher des Vergessens getrunken, so daß alle bitteren Erinnerungen und alle Ängste zukünftiger Sorgen völlig verschwunden sind.

Ich habe eine göttliche Freiheit und eine fast unbeschreibliche Glückseligkeit erlangt. Meine Arme umfassen voll inniger Sympathie alle Geschöpfe, denn ich begreife zutiefst, daß alles verstehen nicht nur alles verzeihen, sondern auch alles lieben heißt. Mein Herz ist vor lauter Entzücken wie neu geboren. Wie soll ich das, was ich dann erlebt habe, wiedergeben, da es fast zu zart ist, um niedergeschrieben zu werden? Ich will aber versuchen, die mir zuteilgewordenen überirdischen Wahrheiten in unsere irdische Sprache zu übersetzen. Vielleicht wird mein Bemühen nicht vergeblich sein. So will ich denn, wenn auch nur in groben Strichen, einige Erinnerungen an jene wundervolle, archaische Welt, die sich jenseits des menschlichen Geistes pfad- und weglos erstreckt, festhalten.

Der Mensch ist hohen Ursprungs. In seinen besinnlicheren Augenblicken wird ihm dies vielleicht aufgehen.

*Von Yogis, Magiern und Fakiren, Rascher Verlag,
S. 336 - 339, Zürich, 1967*

*

Trennung

36. Kapitel aus „Der Stein der Weisen“

von Johannes Anker Larsen

Am nächsten Tag stand Maurer Peter pünktlich bei des Kandidaten Hühnerhaus.

„Entschuldigen Sie, daß ich gestern nicht gekommen bin,“ sagte er.

„Sie können wohl lachen, Peter,“ entgegnete der Kandidat, „wenn Sie eine so schöne Entschuldigung schicken können wie Ihre Frau!“

Peter lächelte, aber das Lächeln ging schnell in Besorgnis über.

Martine ging vorüber und grüßte. Der Kandidat sah ihr nach. „Merkwürdig, wie schnell die jungen Frauen alt und häßlich werden,“ sagte er.

„Das kommt von dem Kinderkriegen und dem Ab-rackern,“ sagte Peter.

„Tine hat doch auch Kinder gekriegt,“ meinte der Kandidat.

Peter sah vor sich hin wie ein Mensch, der sich nicht über das zu freuen wagt, was seine größte Freude ist.

„Tine ist schwermütig geworden,“ sagte er.

„Wovon?“ fragte der Kandidat.

Peter klatschte die Maurerkelle gegen einen Stein.

„Wir können es nicht rauskriegen, der Doktor und ich. Aber ich fürchte, der Doktor meint, es besteht Gefahr, daß sie geradezu geisteskrank wird. Vielleicht sollte man mit ihr nach Kopenhagen fahren und einen Spezialisten für Nerven fragen – einen Professor.“

Der Kandidat zuckte die Achseln.

„Die sind teuer,“ sagte er, „und helfen tun sie doch nicht.“

„Ein bißchen mehr als die gewöhnlichen müssen sie ja doch können,“ hoffte Peter. Sein Ton war förmlich flehend,

er wollte so gern ein Zugeständnis hören.

„Ich weiß einen Fall von da drüben,“ sagte der Kandidat, „wo Geld genug für die Professoren hinausgeschmissen wurde – und es endete doch mit Selbstmord.“

Peter ließ die Maurerkelle fallen.

„Was Sie sagen!“

„Sie nahm sich schließlich das Leben.“

„War – war es auch eine Frau – eine Dame?“

„Es sind ja meistens Frauen, die so etwas bekommen,“ sagte der Kandidat, „und sonderbarerweise in der Regel die besten.“

Er ging ins Haus hinein, holte sich seine unentbehrliche Zigarre und schlenderte im Garten herum. Peter mauerte am Hühnerhaus. Aber die Gedanken waren wohl nicht bei der Arbeit. Schließlich legte er die Kelle hin und kam zu dem Kandidaten.

„Diese – hm – diese Dame, von der sie sprechen, – in Kopenhagen, – die starb – – – wie hat –?“

Der Kandidat blies den Rauch in die Luft. „Sie hat Gift genommen.“

„Gift!“

„Ja,“ sagte der Kandidat sachlich, „das Mittel ist verschieden, aber das Ergebnis bleibt dasselbe; einige greifen zu Gift, andre zum Brotmesser.“

„Es ist schrecklich,“ sagte Peter. „Wovon mag so etwas nur kommen?“

„Das ist verschieden,“ sagte der Kandidat. „Bei der, von der ich sprach, von ihrer Ehe.“

„War – war sie unglücklich verheiratet?“ fragte Peter.

„Nein, sie hatte den gekriegt, den sie haben wollte.“

Sie gingen auf das Hühnerhaus zu. Peter setzte sich auf ein paar Steine. „Kam es plötzlich über sie – oder –“

„Keiner hat gewußt, wann es kam,“ erzählte der Kandidat. „Ihr Vater war ein reicher Kaufmann; sie war sein einziges Kind und verliebte sich in den Chauffeur. Ein netter

Bursche übrigens. Der Vater wollte es ja nicht gern, aber der Chauffeur war, wie gesagt, wirklich ein netter Kerl, und es endete damit, daß sie sich kriegten. Alle jungen Herren in der Stadt schwärmten für sie, aber sie nahm also den Chauffeur. Sie können sich ja denken, daß er nicht wußte, was er ihr alles zuliebe tun sollte. Er sah ja, daß sie eine viel feinere Natur war als er.“

Peter nickte eifrig.

„Er nahm sie denn auch hin wie ein Geschenk, das er sich erst verdienen mußte.“

„Natürlich,“ sagte Peter, „aber wurde es ihr denn später leid?„

„Nein. Aber – ja, hinterher sind wir ja alle klug. Nun, wo sie tot ist, können wir uns das Ganze erklären.“

„Aber was war denn mit ihr los?“ Peter stand auf. Der Kandidat bemerkte, daß seine Hände vor Spannung zitterten.

„Ja, sehen Sie – solange die glückliche Überraschung des Chauffeurs, daß sie ihn gewählt hatte, anhielt, ging alles gut und schön. Aber – nicht wahr – man gewöhnt sich ja allmählich daran, daß die, mit der man verheiratet ist, unsre Frau ist.“

„Das läßt sich ja nicht vermeiden,“ sagte Peter.

„Nein, aber das war gerade das Schlimme.“

Peter sah den Kandidaten verwundert an.

„Das ist doch ganz unbegreiflich!“

„Vielleicht. Aber auf alle Fälle zeigten sich bei ihr Anzeichen von Schwermut.“

Peter wurde unsicher. „Es ist aber doch möglich, daß – –“

„Nun sollen Sie hören, was daraus wurde. Sie empfand Abscheu vor ihrem Mann.“

Peter atmete schwer und wußte nicht, wo er mit seinen Augen bleiben sollte.

„Aber das begriff der Mann ja nicht,“ fuhr der Kandidat fort. „Er nahm keine Rücksicht auf dergleichen Launen, und eines schönen Tages kam der Wahnsinn zum Ausbruch.“

Wissen Sie, was sie sich einbildete? Sie glaubte, sie sei eine Prostituierte, Sie wissen ja –“

„Eine H – –“

„Ja. Schließlich verlangte sie, der Mann solle ihr ihre Liebe bezahlen, wie man es ja bei solchen Damen tut.“

„Aber das ist doch fürchterlich!“ sagte Peter. „Das arme Geschöpf!“

„Meinen Sie ihn oder sie?“

„Ich meine – alle beide!“

„Aber das Merkwürdige ist, je mehr Abscheu sie vor dem Mann empfand, um so stärker wurde sein Verlangen nach ihr. Das können Sie wohl nicht verstehen?“

Peter ließ den Kopf hängen und betrachtete die Spitze seines Holzschuhs. „O – ja,“ sagte er leise.

„Nun, jedenfalls war es so, und er ging auf ihren Wunsch ein und bezahlte sie.“

Peter schüttelte empört den Kopf. „Wie konnte er nur seine eigene Frau so behandeln!“

„Hm – ja,“ sagte der Kandidat, „sie behauptete ja, so hätte er sie schon lange behandelt.“

„Aber sie war doch geisteskrank,“ meinte Peter.

„Das muß sie ja gewesen sein,“ sagte der Kandidat, „denn sie erklärte, er käme zu ihr auf ganz dieselbe Weise, wie er früher zu den Damen in den berühmten Straßen zu gehen pflegte.“

Peter starrte dem Kandidaten in die Augen; kein Muskel bewegte sich in seinem Gesicht, aber er wurde erdfahl.

Einen Augenblick standen beide regungslos. Dann ballte sich Peters Hand, der Arm krümmte sich, und er hieb mit der Faust gegen einen Pfahl, daß ihm das Blut aus den Knöcheln sprang, und gleichzeitig mit dem Schlag ertönte seine Stimme:

„Gott verdamme mich, sie hatte recht!“

„Kennen Sie ihn denn?“ fragte der Kandidat.

„Nein,“ sagte Peter leise, „aber ich fürchte, unseren Frauen gegenüber sind die meisten von uns Chauffeure.“

„Na, die Frauen lassen es sich ja gefallen,“ meinte der Kandidat beruhigend.

„Nicht alle,“ sagte Peter.

„Diese wenigstens nicht,“ sagte der Kandidat. „Sie hinterließ einen Brief, in dem sie den Mann um Verzeihung bat, weil sie einen unwürdigen Erwerb betriebe. Sie könne es selbst nicht länger aushalten und wolle sich deswegen das Leben nehmen. Sie nahm Veronal. Zuerst hatte sie es mit dem Brotmesser versucht, aber das nahmen sie ihr weg.“

„Mit dem Brotmesser!“ Peter trocknete sich den Schweiß vom Gesicht und sah nach der Uhr. Es war die Zeit, wo Tine den Kindern Butterbrot zu schneiden pflegte.

„Könnte ich nicht einen Augenblick nach Hause gehen?“ fragte er. „Tine ist so allein.“

„Ja,“ sagte der Kandidat, „gehen Sie nur, aber erst muß ich Ihnen etwas sagen, was ich Tine gestern versprochen habe. Sie sind nahe daran, sie zu verlieren.“

Peter sank völlig zusammen.

„Sie zu verlieren,“ flüsterte er. „Denkt sie denn auch daran –?“

„Nein. Tine ist eine vernünftige Frau. Aber sie will sich von Ihnen scheiden lassen.“

Peter sank auf die Steine nieder und bedeckte das Gesicht mit den Händen.

„Herrgott!“ stöhnte er, „Herrgott! – Und die Kinder, die armen Kinder!“

„Die bleiben natürlich bei ihr,“ sagte der Kandidat.

„Natürlich – natürlich – aber was bleibt mir dann? Wissen Sie was, Herr Kandidat, ich glaube, das Brotmesser liegt für mich parat.“

„Sie will Ihnen die Kinder lassen,“ sagte der Kandidat.

Aber Peter schüttelte den Kopf. „Nie im Leben würde ich sie ihr nehmen – die Kinder auch noch!“

„Sie will auch bei Ihnen wohnen bleiben, wenn sie erst getrennt sind.“

Peters Gesicht hellte sich ein wenig auf, wurde aber

gleich wieder finster. „Das ist nicht erlaubt, wenn man getrennt ist,“ sagte er.

„Doch,“ behauptete der Kandidat. „Man kann sich Dispensation verschaffen – im Hinblick auf den Geisteszustand der Frau,“ fügte er gelehrt hinzu.

„Herrgott!“ sagte Peter, „sie will sich also wirklich von mir scheiden lassen.“

„Bei einer Trennung,“ sagte der Kandidat, „ist ja die Sache die: Wenn sie unterbrochen wird, weil beide Ehegatten es wünschen, so besteht die Ehe genau so wie vorher.“

„Glauben Sie denn –?“

„Ich glaube, Sie müssen Tine noch einmal gewinnen und verdienen, mein lieber Peter.“

Peter sah hoffnungslos aus. „Sie hat mich so gesehen, wie ich bin,“ sagte er.

„War das damals, als Sie um sie warben – oder jetzt?“ fragte der Kandidat, und als Peter nicht antwortete, fügte er hinzu: „Man muß mit seinen feinen Gefühlen behutsamer umgehen als mit seinen feinen Kleidern, Peter.“

„Ja – und man muß die feinen Kleider anziehen, wenn man feine Orte besucht,“ nickte Peter. „Sie haben also mit ihr gesprochen?“ sagte er nach einer kleinen Pause. „Glauben Sie denn, daß sie noch einmal wieder –“

„Das kann niemand wissen,“ unterbrach ihn der Kandidat. „Ihr müßt gesetzmäßig getrennt werden, und sie muß das Recht zu völliger Scheidung haben, sobald die Zeit der Trennung abläuft – falls Sie nicht riskieren wollen –“

„Nein, nein,“ sagte Peter. „Aber ein klein wenig Hoffnung möchte ich doch gern – – – Ich weiß, daß sie vorläufig mit mir fertig ist. Ich hätte das längst sehen sollen. Ich bin sonst gar nicht ein so gedankenloser Esel, Herr Kandidat – – – aber so das Tägliche – – – und daß man niemand hat, der einem die Augen öffnen kann – – – Sie sprachen vorhin von Martine – ja, nun kann ich das Ganze sehen. Also laufe ich jetzt einmal hinüber und spreche mit ihr.“

„Es wird wohl am besten sein, wenn ich die Tren-

nungsurkunde in Ordnung bringe,“ meinte der Kandidat.

„Hm – ja, wenn sie durchaus will,“ seufzte Peter.

„Und vergessen Sie nicht,“ sagte der Kandidat, „daß die Kinder nichts erfahren und auch sonst kein Mensch außer mir.“

„Der Rechtsanwalt und der Pastor,“ sagte Peter.

„Den Pastor überspringen wir.“

„Das können wir nicht, er muß vermitteln.“

„Na ja, aber Pastor Barnes wird schon schweigen. Und der Rechtsanwalt ebenfalls.“

Am Nachmittag ging er zum Pfarrer. Einige Tage später unternahm Pastor Barnes eine schonende Vermittlung. Hinterher ging er zu dem Kandidaten.

„Wenn ich nun bloß richtig gehandelt habe,“ sagte er. „Ich habe einen altmodischen Abscheu vor Scheidungen, und wenn die Trennungszeit abgelaufen ist, riskiert man ja doch, daß sie sich wirklich scheiden lassen.“

„Nicht gleich,“ sagte der Kandidat.

„Meinen Sie nicht?“

Der Kandidat überreichte ihm die schön geschriebene Trennungsurkunde.

Pastor Barnes fing an zu lesen. Er war noch nicht weit gekommen, als er den Kandidaten ansah und mit einer gewissen Hast sein Taschentuch hervorholte. Er benutzte es fleißig während des Lesens.

Plötzlich zuckte er zusammen und starrte den Kandidaten entsetzt an.

„Herr du meines Lebens!“ rief er. „Gesetzt den Fall, sie heben eines schönen Tages die Trennung auf, weil angenommen werden muß, daß es ‚ein von beiden Kontrahenten durch inniges Übereinstimmen mit Überlegung und in Ehrerbietung vollbrachter Wunsch ist,‘ und sie kriegen dann ein Kind – was soll ich dann machen?“

„Sie werden es wohl taufen müssen,“ meinte der Kandidat.

„Das kann ich nicht,“ rief Barnes verzweifelt. „Ich würde fortwährend diese gräßliche Urkunde vor mir sehen

und während der heiligen Handlung lachen müssen.“

Weder Tine noch Peter waren zum Lachen aufgelegt, als der Kandidat ihnen feierlich das Schreiben vorlas, aus dessen drohenden und verwickelten Sätzen es ihnen nur gelang zu entnehmen, daß sie, wenn sie es unterschrieben hatten, gesetzmäßig getrennt waren.

Dann malten sie mit sorgfältiger Schulschrift ihre Namen darunter, und der Kandidat fügte flott sein „Nach bestem Wissen und Gewissen“ hinzu und empfing die Bezahlung.

Die Urkunde werde beim Rechtsanwalt aufbewahrt, sagte er.

Er wollte nicht riskieren, daß sie sich eines schönen Tages hinsetzten und sie kritisch studierten.

Der Stein der Weisen, Grethlein & Co, S. 222 - 229, Leipzig / Zürich, 1924

(Fortsetzung im nächsten Heft)

*

Dem Andenken Carl Hauptmanns

Brief von Gerhart Hauptmann, bestimmt für die Carl-Hauptmann-Feier am 29. April 1928 in der »Tribüne« zu Berlin, veröffentlicht im »Berliner Tageblatt« am 28. April 1928

Sie feiern den siebzigsten Geburtstag meines Bruders Carl, meines älteren Bruders, der nun mein jüngerer Bruder geworden ist, da ich sein Lebensalter überholt habe. Ich glaube nicht, daß er mit irgend jemand in der Welt schicksalhafter verbunden gewesen ist als mit mir, womit etwas gesagt ist, das viel weniger ausspricht, als es verbirgt.

Kein Kultus der Lebenden ohne einen Kultus der Toten: der Totenkultus über dem Grabe meines Bruders ist ein Teil meines Wesens geworden. Wenn mir der Lebende während langer Jahrzehnte, vermöge seines Selbstbestimmungsrechtes und der strengen Forderungen seines intelligiblen Charakters, absichtlich ferne stand, so ist dies nicht mehr der Fall mit dem Geiste des Verstorbenen. Und er war ein Geist, viel weniger ein geistvoller Mensch als ein Geist.

Der große Miguel de Unamuno hat ein tiefes und finsternes Buch geschrieben: »Die Agonie des Christentums«. Unter die einsamen Kämpfer oder Agoniker, zu denen er unter anderen Pascal zählt, ist auch mein Bruder Carl einzureihen: in dieser Beziehung hat er viel weniger von sich ausgesprochen und aussprechen können, als andere von ihm wissen.

Seine Erscheinung, seine Agonie, ist vielleicht eine der tiefsten und seltsamsten unter unseren Zeitgenossen gewesen, vornehmlich in diesem Sinne, der vielleicht einmal erschlossen werden wird. Friede seiner Asche!

*

Schluss mit Maag Theologie

Hier noch eine besinnliche Geschichte, die aus Theologenkreisen stammt und, wenn man alten Kirchenmännern Glauben schenken darf, aus der Zeit, da sich die Theologie in heftigen Kämpfen mit der Frage der Gestalt der Engel beschäftigte. – Also es war einmal eine Mäusefamilie, die lebte arm, wie das ihrem Aufenthaltsort entsprach, in einer Kirche. Immerhin hatten die Mäusekinder viel Platz zum Spielen und konnten verhältnismäßig ungestört ihr Wesen treiben. Eines Tages geriet das vorwitzigste Mäusekind in den Turm, kam bis ganz oben hin und sah – zu seinem tiefsten Erstaunen – daselbst eine Fledermaus. In Windeseile stürzte es hinunter zu seiner Familie und schrie aufgeregt: Papa, Mama, denkt euch, ich habe einen Engel gesehen! – Eine Geschichte zum Nachdenken.

Wer weiss ob worr is, S. 48 f., Kober, Zürich, 1958

*

Anmerkungen und Quellen

Aufgabe

Wir können nur spekulieren, ob Fritz Neumann-Hegenberg, der 1922 das erste Buch über die Mantra des Bô Yin Râ schrieb und schon zu dieser Zeit nach Aussage des Görlitzer Schriftstellers und Übersetzers Paul Mühsam an einer Biographie Bô Yin Râs arbeitete, die Rolle von Schott zugekommen wäre, wenn er nicht 1924 verstorben wäre.

Durch das Werk Schotts erfahren wir dort wesentliche Überlegungen und Betrachtungen Bô Yin Râs zu Kunst, Malerei, Musik und Literatur, die kurze Zeit zuvor im Jakob-Böhme-Bund Gegenstand der Betrachtung waren.

Bô Yin Râs Biograph Rudolf Schott gehörte nicht dem Jakob-Böhme-Bund an, beide sind erst zu einem späteren Zeitpunkt zusammengetroffen. Über Schott schrieb Bô Yin Râ: „Es kam ein Mensch zu mir, der mein nächster Schüler werden mußte, weil er es lange vorher schon im Geiste war.

Dieser Mensch wurde mir zum intimsten Freunde.“

Der Kober-Verlag schrieb 1979 „Zur zweiten Auflage“:

„Rudolf Schott, der Verfasser des vorliegenden Buches, hat Bô Yin Râ in den Jahren 1925/26 persönlich kennengelernt. Von dem aus Mainz gebürtigen Kunsthistoriker, Schriftsteller und Graphiker waren damals schon eine Ludwig-Richter-Biographie, das Schauspiel ›Pergolese‹ und das Tagebuch ›Reise in Italien‹ erschienen. Anschließend befasste er sich eingehend mit den Gemälden von Bô Yin Râ und so entstand das erste grundlegende Werk über den ›Maler Bô Yin Râ‹.

Noch im Jahre der Veröffentlichung des ›Malerbuches‹ (1927) tauchte der Gedanke an eine Biographie auf. Bô Yin Râ äußerte Schott gegenüber die Absicht, ihm nach und nach Unterlagen über sein Leben zur Verfügung zu stellen, wozu es aber damals nicht kam. In den Vordergrund rückte ein ›Brevier‹ seines Werkes, das Schott zusammenstellte und mit einer Einleitung versah (1928). Der Plan einer Biographie wurde erst in den späten vierziger Jahren – Bô Yin Râ starb 1943 – wieder aufgegriffen; es war naheliegend, dass die Kobersche Verlagsbuchhandlung – als nunmehrige Verlegerin des gesamten Schriftwerkes von Bô Yin Râ – an Schott gelangte, der seit 1933 als freier Schriftsteller in Rom lebte und der

wie kein anderer die Voraussetzungen für die Erfüllung der nicht leichten Aufgabe besaß.

Im April 1950 war das umfangreiche Manuskript abgeschlossen, für das der Verfasser folgenden Titel vorgesehen hatte: «Der Meister unserer Zeit. Der Sinn seines Lebens. Ein Versuch.»

Auf Veranlassung des damals in Zürich ansässigen Verlags wurde das Manuskript stark gekürzt und erschien vier Jahre später unter dem Titel «Bô Yin Râ. Leben und Werk». Wie erwartet, fand die Biographie ein lebhaftes Echo, lag doch hier zum erstenmal ein Werk vor, das, aus profunder Kenntnis heraus, die Lehre von Bô Yin Râ nach bestimmten Gesichtspunkten darstellte, das sich an die Untersuchung von Charakter, Bildung, Stil und Gestalt heranwagte und das äußere Leben des «Meisters unserer Zeit» sichtbar werden ließ.

«Bô Yin Râ. Leben und Werk» ist seit einiger Zeit vergriffen. Wenn sich der Verlag jetzt zur Veröffentlichung der Biographie in der ursprünglichen, breit angelegten Form entschließt, so geschieht es nicht zuletzt, um einem immer wieder geäußerten Wunsch des im Januar 1977 verstorbenen Verfassers und seiner Freunde noch nachträglich gerecht zu werden, dessen vielseitiges literarisches Werk – kunsthistorische Studien, Erzählungen, Essays usw. und vor allem Gedichte – zunehmend Beachtung findet.

So erscheint denn das Buch mit den ursprünglich vorgesehenen Exkursen, den Bezugnahmen auf Weisheit und Vorstellungswelten der Antike, des Fernen Ostens, Indiens und der abendländischen Kultur; mit kritischen Überlegungen zu Kunst, Literatur und Zeiterscheinungen im allgemeinen; mit ergänzenden Betrachtungen über die Lehre von Bô Yin Râ, sowie mit weiteren Briefstellen, Auszügen und Zitaten.

Zu bemerken bleibt noch, daß auch der in der Urfassung häufige Gebrauch von aus anderen Sprachbereichen übernommenen Wortbildungen beibehalten wurde, die dem in antiken Kulturen heimischen Verfasser geläufig waren. Der charakteristische Stil dieses eigenwillig-denkenden, kritischen Geistes und sein umfassendes Wissen kommen in der vorliegenden Ausgabe ungeschmälert zum Ausdruck.

Diejenigen, die das Werk in der ersten Fassung kennen, werden mitunter den Eindruck gewinnen, geradezu ein neues Buch vor sich zu haben. Aus verlegerischen Gründen ist ihm jedoch der durch den ersten Druck bereits bekannte Titel mitgegeben worden. Dem Freunde des Ver-

fassers, der das Urmanuskript zu treuen Händen übernahm, sowie der Familie von Bô Yin Râ ist der Verlag für Durchsicht, Anregungen und Fußnoten zu Dank verpflichtet. Der Größte Dank aber gebührt Rudolf Schott selbst.“

„ . . . gelehrt in der Kunst, die die Musen schenkten.“

„Schon seit Jahren erhält die Stiftung gelegentlich Anfragen, ob es möglich sei, wieder eine Zeitschrift ins Leben zu rufen, in der, unter anderem, auch das Werk Bô Yin Râs in entsprechenden Aufsätzen gewürdigt und behandelt wird; so etwa, wie es früher in der „Säule“ geschehen ist. Beim Erwägen dieses Problems wurde es uns aber klar, daß uns dafür die Mittel fehlen, und auch eine genügende Abonnentenzahl nicht zu erwarten ist. –

Nun kam uns der Gedanke, evtl. mit einer bereits bestehenden Zeitschrift von entsprechendem Niveau zusammenzuarbeiten. Unser Blick fiel auf „Schauen und Sehen“, Vierteljahresheft für musische Bildung und sinnvolle Lebensgestaltung. – Schriftleitung Dr. Hermann Gerstner und Erich Mende. Hersteller und Verlag: Hohenloher Druck- und Verlagshaus, 7182 Gerabronn/Württ. Herr Mende hat 1976 den Gedenkvortrag im Bayerischen Rundfunk gehalten; dann in seiner Zeitschrift 1977 „Bô Yin Râ Ein Künstlerporträt“ (mit Bildern) und 1981 einen Aufsatz über Rolf Schott veröffentlicht; außerdem mehrere Bücher des Lehrwerks besprochen. –

In einem freundlichen Gespräch konnten wir uns mit Herrn Mende rasch einigen. – Wir werden also in Zukunft von Zeit zu Zeit in „Schauen und Bilden“ unsere Anliegen bekannt geben (evtl. ein Rundschreiben beilegen) und dort auch gelegentlich in anderer Weise zu Wort kommen; so daß wir nun unsere Freunde bitten dürfen, diese Zeitschrift zu bestellen. –“ (Rundschreiben der Deutschen Bô Yin Râ-Stiftung mit Sitz in Darmstadt im Mai 1982). Die Zeitschrift „Schauen und Bilden“ existierte von 1955 - 1997.

Musik und Transzendenz

1 »Transzendenz« meint hier: Das Urewig-Eine, das sich aber in unendlich vielen Formen offenbart, so auch im Klang, in der großen inspirierten Musik des Abendlandes. Oder auch: Die letzte (oder erste) Wahrheit von der einen ewigen Wirklichkeit: Lao-Tse nannte es „Tao“, Jesus nannte es „das Reich der Himmel“. Dieses kann in den verschiedensten Glaubens-

formeln zum Ausdruck kommen, denn diese ewige eine Erste Wirklichkeit ist nicht nur selbst unendlichfältig, sondern läßt sich auch aus zahllosen Aspekten und Perspektiven betrachten, erfüllen, vernehmen und empfinden. So auch in der großen Musik. Transzendenz meint aber auch dasjenige Urseiende, das mit dem Wort »Gott« bezeichnet wird. Und unter diesem Namen »Gott« soll erfüllt und verstanden werden: das allem Übergeordnete, aus sich selbst seiende ewige, in absolutem Sinne allumfassende, schöpferisch Erhaltende aller physischen und geistigen Welten (vgl. Bô Yin Râ, Über die Gottlosigkeit. Bern 1939, S. 14). Diese Ewige Wirklichkeit ist Ur-Quell aller Kräfte und Gewalten; ist Ur-Grund alles Seins und das Ur-Licht selbst, dessen innerstes Zentrum unaufhörliche, pausenlos und im Rhythmus wirkende Ewige Liebe ist.

2 Vgl. Hans Erik Deckert, Mensch und Musik. Steinbergkirche-Neukirchen: Novalis Verlag 2016, S. 32.

3 Im Folgenden stütze ich mich in manchen Formulierungen auch auf: Bô Yin Râ, Das Reich der Kunst. Ein Vademekum für Kunstfreunde und bildende Künstler. Bern: Kober Verlag 1989.

4 Vgl. »Klang ist Leben, Stille ist Tod«. Ein Gespräch mit Daniel Barenboim über Dirigieren und Boxen, über Israel und Richard Wagner und über seinen Wunsch, einmal einen ganzen Tag mit Mozart zu verbringen, in: DIE ZEIT, Nr. 43, 18. Oktober 2007, S. 17 – 19. Das Gespräch führten Hanns-Bruno Kammertöns und Stephan Lebert. – Daniel Barenboim, Sohn jüdischer Eltern, wurde 1942 in Buenos Aires geboren. Im Alter von fünf Jahren erhielt er die ersten Klavierstunden von seiner Mutter. Später unterrichtete ihn sein Vater, der sein einziger Klavierlehrer blieb. Seit 1992 ist Barenboim Generalmusikdirektor der Staatsoper Unter den Linden in Berlin. 1999 gründete er den West-Eastern-Divans-Workshop, der junge Musiker aus Israel, den arabischen Ländern und der ganzen Welt zusammenbringt. Barenboim ist in zweiter Ehe mit der russischen Pianistin Jelena Baschkirowa verheiratet, mit der er zwei Söhne hat. Die Familie hat ihren Hauptwohnsitz in Berlin.

5 Yehudi Menuhin, Variationen. Betrachtungen zu Musik und Zeit, München: Piper Verlag 1979, S. 77.

6 Bô Yin Râ, Das Reich der Kunst. Bern: Kober Verlag 1989, S. 46.

7 Goethes Gedanken über Musik. Hrsg. v. Hedwig Walwei-Wiegelmann,

Frankfurt/Main 1985, S. 181.

8 Eckart Altenmüller, Vom Neandertal in die Philharmonie. Warum der Mensch ohne Musik nicht leben kann. Springer Verlag 2018, S. 403f.

9 Vgl. zum ganzen Thema: Otto Zsok, MUSIK UND TRANSZENDENZ. Ein philosophischer Beitrag zur Eruierung der geistig-spirituellen Inhalte der großen abendländischen Musik. Gregorianik, Bach, Beethoven und Mozart. St. Ottilien: EOS Verlag 1999.

Mystische Seelenvollendung

Deutsche Übersetzung von Helga Jacobsen & Robert Cathomas.

[1] Gnosis, der für dieses System innerer Lehren häufig verwendete Begriff, der vom altgriechischen γνῶσις (»Erkenntnis«, »Wissen«) stammt, ist klar zu unterscheiden vom Gnostizismus, den von den frühen Kirchenvätern verworfenen häretischen Lehren aus dem ersten nachchristlichen Jahrhundert.

[2] Viele Schulen der inneren Transformation behaupten explizit, dies [die Erschaffung des sogenannten »zweiten Körpers«] sei der wahre Sinn und Zweck des Menschen auf diesem Planeten, weil wir genau durch diesen Prozess, in dem wir uns den zweiten Körper aneignen, auch an der großen Zirkulation höherer Energien – Glaube, Hoffnung und Liebe – teilnehmen, die das bewusste Leben auf der Erde erhält. In der einen oder anderen Form ist dieses Erzeugen unserer dauerhaften, bewussten Verbindung zu dem [was auch als] »Hoffnungskörper« [beschrieben wird] das Ziel jeder inneren spirituellen Arbeit. In der christlichen Tradition wird diese Arbeit bezeichnet als »den zweiten Körper entwickeln«, »den Leib Christi annehmen« oder »das Hochzeitsgewand empfangen«.

[3] Ladislaus Boros: *Mysterium mortis: Der Mensch in der letzten Entscheidung*, Topos Taschenbücher 2017, Seite 9.

[4] Ebenda, Seite 110.

[5] Ebenda, Seite 204.

[6] Ebenda, Seite 67.

[7] Ebenda, Seiten 76–77.

[8] Jakob Böhme: *Christosophie: oder der Weg zu Christo* [1621], Amsterdam 1731, Seite 154.

[9] Boros: *Mysterium mortis*, Seite 110.

DIE GRUNDLAGEN WAHRER THEOSOPHIE

*Mehr Licht (1921; erweiterte endgültige Ausgabe 1936, 1968 und 1989)

Über Theosophie

- 1 Bô Yin Râ, Auferstehung, Zürich 1959, S. 144.
- 2 Jacob Böhme, Von der Menschwerdung Jesu Christi II, 7, 9.
- 3 Jacob Böhme, Zweyte Schutz-Schrift wieder Balthasar Tilken, 75.
- 4 1. Kor. 5–13.
- 5 Bô Yin Râ, Theosophie und Pseudo-Theosophie – die Geschichte einer Wort-Entwertung, in: Mehr Licht, Basel 1936.
- 6 Bô Yin Râ, a. a. O.

Zehn Gebete

LOUIS CLAUDE DE SAINT MARTIN (1743–1803) war ein französischer Freimaurer, Philosoph, Theosoph und Mystiker, der seine Schriften unter dem Namen „Der unbekannte Philosoph“ veröffentlichte. Sein erstes Buch „Irrtümer und Wahrheiten“ wurde 1782 von Matthias Claudius übersetzt. Die entscheidende geistige Begegnung für Saint Martin waren die Schriften Jacob Böhmes, die ihm während seines Aufenthalts in Straßburg 1788–1791 von Charlotte von Böcklin nahegebracht wurden. In seinen letzten Lebensjahren übersetzte er die ersten vier großen Texte Böhmes ins Französische, und Saint Martins Bewunderung für Böhme war es, die den deutschen Romantikern den fast vergessenen Philosophus Teutonicus nahebrachte. „Die Menschen müssen Stein oder Dämon geworden sein, dass sie nicht mehr Gewinn aus diesem Schatze gezogen haben, der vor einhundertachtzig Jahren der Welt geschenkt wurde. In Jacob Böhme finde ich ein Gewicht von unerschütterlicher Festigkeit; ich finde darin eine Tiefe und Erhabenheit, eine so vollkommene und kräftige Speise, dass ich gestehe, ich würde meine Zeit zu verlieren glauben, wenn ich sie anderswo suchte. Ich habe alle anderen Bücher darangegeben.“ (Brief vom 25. August 1792). Saint Martin war ein engagierter Gegner des Atheismus und Materialismus, deren Quelle er im Rationalismus der Aufklärung sah, die zu seinen Lebzeiten ihre Triumphe feierte. Seine späteren Schriften wie »De l'esprit des choses ...« und »Le ministère de l'homme-esprit« zeugen von seiner tiefgründigen Verbundenheit mit Böhme. Er selbst wurde als Adliger Op-

fer des militanten Rationalismus der französischen Revolution, verlor zwar nicht sein Leben, aber seinen Besitz, was ihn jedoch nicht von seinem spirituellen Lebenswandel abbrachte.

Die Haiku-Gedichte der Imma von Bodmershof

Die zitierten Haiku-Gedichte sind entnommen dem Band: „Im fremden Garten“, 1980 by Peter Schifferli, Verlags AG „Die Arche“ Zürich. Die italienische Ausgabe „La Meridiana“ 1980 by Vanni Scheiwiller, Milano.

Imma von Bodmershof und ihr Mann Wilhelm gehörten wie Rudolf Schott zu den Künstlern, deren Lebenswege mit Bô Yin Râ sich erst wenige Jahre nach dem Jakob-Böhme-Bund trafen. Bert Willens schreibt in seinem Text „Imma Bodmershof und das deutsche Haiku“: „*Dr. Wilhelm von Bodmershof*, den sie 1925 heiratete, lenkte die Aufmerksamkeit auf sich als Autor der ‚Geistigen Versenkung‘, womit er sich einen Namen machte als Sachverständiger der orientalischen Meditationsformen. Wichtiger für uns aber ist seine ‚Studie über das Haiku‘, aufgenommen in I. v. B.s ‚Sonnenuhr‘ (Neugebauer Press, Bad Goisern, 1970) und auch aufgenommen in ihrem letzten Band ‚Im fremden Garten‘ (Die Arche, Zürich, 1980). Nach mehreren einzelnen Publikationen in Zeitschriften war diesen beiden schon 1962 ‚Haiku‘ (Verlag Langen-Müller, München) vorausgegangen. (. . .)

Imma von Bodmershof erhielt mehrere wichtige Auszeichnungen: 1958 den ‚Großen österreichischen Staatspreis‘, 1965 den ‚Kulturpreis des Landes Nieder-Österreich‘, 1969 das ‚Ehrenkreuz für Kunst und Wissenschaft Erster Klasse‘, sowie den ‚Preis der Stadt Wien‘ als Anerkennung für ihre Dichtkunst.

Die „Apostelgeschichte“ und seine Förderung von Künstlern setzte sich im Wirken Bô Yin Râs auch nach Auflösung des Bundes fort. Ebenso in Görlitz blieb der Künstlerbund unter dem neuen Namen „Görlitzer Künstlerschaft“ mit den vorherigen Mitgliedern des Jakob-Böhme-Bundes, die die Basis bildeten, weiterhin bestehen. Die Anzahl von Mitgliedern konnte sich in der Folge noch erweitern.

„Die Görlitzer Künstlerschaft wurde gegründet, nachdem sich der Jakob-Böhme-Bund aufgelöst hatte. ‚Wird Görlitz eine Kunststadt?‘ fragte 1925 der Maler und Grafiker Johannes Wüsten anlässlich der ers-

ten Ausstellung der Görlitzer Künstlerschaft. Zu diesem Zeitpunkt war Görlitz bereits eine Kunststadt mit regelmäßigem Ausstellungsbetrieb und einem bürgerlichen Sammelpublikum. Der Expressionismus hatte sich fest etabliert und fand großes Interesse. Verismus und Neue Sachlichkeit begannen sich als neue Ausdrucksform zu etablieren. (. . .) Das Bündnis der Görlitzer Künstlerschaft war offener organisiert als der Jakob-Böhme-Bund. Hatte sich dieser vor allem dem Expressionismus gewidmet, so waren in der Görlitzer Künstlerschaft Künstlerinnen und Künstler organisiert, die ganz verschiedene Stilrichtungen und Ausdrucksformen wählten, vom fortlebenden späten Impressionismus über den Expressionismus bis hin zur gerade entstehenden Neuen Sachlichkeit. Sie versammelte sowohl junge Talente, die gerade erst im Kunstbetrieb Fuß zu fassen suchten, als auch bereits etablierte Künstlerinnen und Künstler. Das Bündnis trug auch dazu bei, dass Görlitz als Kunststadt weiter an Bekanntheit gewann.“ (Kulturhistorisches Museum, Unerhört, Expressionismus in Görlitz, S. 42, Verlag Gunter Oettel, Görlitz, 2019)

Der Lausitzische Kunstverein verfolgte unter seinem 1. Vorsitzenden Walter Dittmann ebenso weiter den Weg, den Joseph Schneiderfranken als Vorsitzender schon 1919 eingeschlagen hatte. Ein Ende dieser fruchtbaren Entwicklung in Görlitz zeichnete sich erst endgültig 1933 ab.

Alle Versuche nach dem zweiten Weltkrieg, den früheren Geist der Bewegung wiederaufleben zu lassen, insbesondere die Initiativen der ehemaligen Mitglieder des Jakob-Böhme-Bundes, Dora Kolisch und Willi Schmidt, scheiterten an dem neuen politischen System.

Die Kunst Sri Anagarika Govindas

Zitate zu Lama Anagarika Govinda:

Pandit Brij Mohan Vyas, Allahabad, 1940: „Anagarika Govindas Kunst besitzt ihre eigene Individualität. Seine Landschaften sind nicht bloß malerisch Orte, sondern lebendige Wesen, pochend von Vitalität und metaphysischer Bewegung. Und diese Qualität findet sich in allen seinen Gemälden von seinen ‚abstrakten‘ bis zu Portraits Tibetischer Heiliger. Wie Meditation und innere Impulse seine Kunst inspirieren, ist unübersehbar.“

Robert Thurman: „Lama Anagarika Govinda war zweifellos einer

der größten Geister des Westens im 20. Jahrhundert, und er sollte als einer Gruppe zugehörig betrachtet werden, die Einstein, Heisenberg, Wittgenstein, Solschenizyn, Gandhi und den Dalai Lama umfasst.“

Alan Watts: „Lama Govinda ist einer der weisesten, sanftmütigsten, heitersten und gelehrtesten Menschen, die ich kannte, und ich bedauere, dass es während seiner kurzen Besuche in Amerika viel zu wenig Zeit gab, um mit ihm zu sprechen oder nur in Meditation zusammensitzen. Denn, sofern mein Urteilsvermögen nicht völlig gestört ist, wenn es irgendwelche wahrhaft weisen und heiligen Menschen auf dieser Erde gibt, ist er einer von ihnen.“

Rabindranath Thakur (Tagore): „Obwohl ein tiefer Gelehrter buddhistischer Altertümer, ist er gleichwohl immer offen für die Schönheit ringsum, und einige seiner Bilder legen Zeugnis von seinem innigen Umgang mit der Natur ab. Er hat einen kräftigen Stil und starke Vorstellungskraft.“

Li Gotami Govinda

Zitate zu Li Gotami:

Tiziano Terzani: Li Gotamis „Ziel war es, die Welt ‚aus einer anderen Perspektive‘ zu betrachten, deswegen malte sie die Dinge so, wie sie sie mit dem Kopf nach unten durch die Beine hindurch sah.“

John Blofeld: „Li Gotami, eine gefühlvolle Künstlerin, die in reichen Farben schwelgt, ist mit ihren hellen, intelligenten Gesichtszügen einer Parsin, ihrem feinen, selbstgesponnenen Sari so hübsch wie ein Gemälde.“

Stanislas Klossowski de Rola: Li Gotami „glich einem Stummfilmstar. Sie war eine Erscheinung wie Clara Bow und trug tibetische Kleidung. Sie besaß eine vollkommen reizende Gestalt. Sie war absolut verehrungswürdig. Sie war eine Soror Mystica in dem Sinn, dass sie ihren Mann ungemein unterstützte, ihn tief bewunderte und immer sehr umsichtig war, eine Quelle der Freude und Heiterkeit im dortigen Leben.“